



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hoffmann's sämmtliche Werke

Hoffmann, E. T. A.

Paris, 1841

Die Automate.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-65878](https://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:hbz:466:1-65878)

sache bleibt stehen: daß sich an jenem Abende in dem Kreise der Familie des Obristen von P. etwas zutrug, vorüber drei Personen zu gleicher Zeit in einen solchen verstörten Gemüthszustand gerieten, der bei einer den Tod, bei der andern Wahnsinn herbeiführte, wollen wir nicht auch, wenigstens mittelbar, den Tod des Obristen jenem Ereigniß zuschreiben. Denn eben fällt mir ein, von Offizieren gehört zu haben, der Obrist sei beim Angriff plötzlich wie von Turien getrieben ins feindliche Feuer hineingesprengt. Nun ist aber auch die Geschichte mit dem Teller so ohne alle Staffierung gewöhnlicher Spukgeschichten, selbst die Stunde allem spukhaften Herkommen entgegen, und das Ganze so ungesucht, so einfach, daß gerade in der Wahrscheinlichkeit, die das Unwahrscheinlichste dadurch erhält, für mich das Grauenhafte liegt. Doch, nehmen wir an, daß Adelundens Einbildung, Vater, Mutter, Schwestern mit fortwährt, daß der Teller nur innerhalb ihres Gehirns im Kreise umherschwirbt, wäre diese Einbildung in einem Moment wie ein elektrischer Schlag drei Personen zum Tode tressend, nicht eben der entzückteste Spuk, den es geben könnte?"

"Allerdings," sprach Theodor, „und ich theile mit Dir Ottmar, das lebhaftste Gefühl, daß gerade in der Einfachheit der Geschichte ihre tiefsten Schauer liegen. — Ich kann mir es denken, daß ich den plötzlichen Schreck irgend einer grauenhaften Erscheinung wohl entzagen könnte, das unheimliche, den äußeren Sinn in Anspruch nehmende Treiben eines unsichtbaren Wesens würde mich dagegen unfehlbar wahnsinnig machen. Es ist das Gefühl der gänzlichen hilflosen Ohnmacht, das den Geist zermahlen müßte. Ich erinnere mich, daß ich dem tiefsten Grauen kaum widerstehen konnte, daß ich wie ein einfältiges, verschüchtertes Kind nicht allein in meinem Zimmer schlafen möchte, als ich einst von einem alten Musiker las, den ein entsetzlicher Spuk mehrere Zeit hindurch verfolgte, und ihn auch bestimmt zum hellen Wahnsinn trieb. Nachts spielte nehmlich ein unsichtbares Wesen auf seinem Flügel die wunderbarsten Kompositionen mit der Kraft und Fertigkeit des vollendeten Meisters. Er hörte jeden Ton, er sah wie die Saiten niedergedrückt wurden, wie die Saiten zitterten, aber nicht den leisesten Schimmer einer Gestalt."

"Nein," rief Lothar, „nein es ist nicht auszukalten, wie das Tolle wieder unter uns lustig fortwirkt! — Ich hab' es Euch gestanden, daß mir der verdammte Teller das Innere aufgerieben hat. Ottmar hat Recht, hält man sich nur an das Resultat irgend eines Ereignisses, das sich wirklich abgebe, so ist dies Resultat der gräßlichste Spuk, den es geben kann. Ich verzeihe deshalb unserm Cyprian die verstörte Stimmung, die er beim Eintreten merken ließ, die aber jetzt schon ziemlich nachgelassen. Doch jetzt kein Wort mehr von allem gespenstischen Unrezen. — Schon längst bemerkte ich, daß Ottmar' ein Manuskript aus der Busenfache hervorguckt, auf Erlösung hoffend. Mag er es denn erlösen!"

"Nein, nein," sprach Theodor, „der Strom, der in krausen Wellen daher brauste, muß sanft abgeleitet werden, und da zu ist ein Fragment sehr tauglich, das ich vor langer Zeit, besonders dazu angeregt, aufführte. Es kommt viel Mythisches darin vor, an psychischen Wundern und seltsamen Hypothesen ist auch gar kein Mangel, und doch lenkt es hübsch ein ins gewöhnliche Leben." Theodor las:

Die Automate.

Der redende Turke machte allgemeines Aufsehen, ja er brachte die ganze Stadt in Bewegung, denn Jung und Alt, Vornehm und Gering strömte vom Morgen bis

in die Nacht hinzü, um die Drakelsprüche zu vernehmen, die von den starken Lippen der wunderlichen lebendig-toten Figur den Neugierigen zugesflüstert wurden. Wirklich war auch die ganze Einrichtung des Automaten von der Art, daß jeder das Kunstwerk von allen denlichen Ländeleien, wie sie wohl öfters auf Messen und Jahrmarkten gezeigt werden, gar sehr unterschieden und sich davon angezogen fühlen mußte. In der Mitte eines nicht eben großen, nur mit dem nothwendigsten Gerät versehenen Zimmers, saß die lebensgroße, wohlgestaltete Figur, in reicher, geschmackvoller, türkischer Kleidung, auf einem niedrigen wie ein Dreifuß geformten Sessel, den der Künstler auf Verlangen wegrückte, um jede Verwirrung der Verbindung mit dem Fußboden zu widerlegen, die linke Hand zwanglos auf das Knie, die rechte dagegen auf einen kleinen frei stehenden Tisch gelagt. Die ganze Figur war, wie gesagt, in richtigen Verhältnissen wohlgestaltet, allein vorzüglich war der Kopf gelungen; eine wahrhaft orientalisch geistreiche Physiognomie, gab dem Ganzen ein Leben, wie man es selts bei Wachsfiguren, wenn sie selbst den charaktervollen Gesichtern geistreicher Menschen nachgesetzt sind, findet. Ein leichtes Geländer umschloß das Kunstwerk und wehrte den Anwesenden das nahe Hinzutreten, denn mit der, welche sich von der Struktur des Ganzen, so wie es der Künstler sehen lassen konnte, ohne sein Geheimniß zu verrathen, überzeugen wollte, oder der eben Freude durfte in das Innere und dicht an die Figur treten. Hatte man, wie es gewöhnlich war, dem Türk die Frage in das rechte Ohr geflüstert, so drehte er es den Augen, dann aber den ganzen Kopf nach dem fragenden hin, und man glaubte an dem Hauch zu fühlen, der aus dem Munde strömte, daß die leise Antwort wirklich aus dem Innern der Figur kam. Indesmal, wenn einige Antworten gegeben werden, setzte der Künstler einen Schlüssel in die linke Seite der Figur ein, und zog mit vielem Geräusch ein Werk auf. Hier öffnete er auch auf Verlangen eine Klappe, und man erblickte im Innern der Figur ein künstliches Getriebe von vielen Rädern, die nun wohl auf das Sprechen des Automaten durchaus keinen Einfluß hatten, indessen doch augenscheinlich so viel Platz einnahmen, daß sich in dem übrigen Theil der Figur unmöglich ein Mensch, war er auch kleiner als der berühmte Zwerg Augustus, der aus der Pastete verborgen kommen konnte. Nachst der Bewegung des Kopfes, die jedesmal vor der Antwort geschah, pflegte der Türk auch zuwenden den rechten Arm zu erheben, und entweder mit dem Finger zu drohen, oder mit der ganzen Hand gleichsam die Frage abzuweisen. Gesah dies, so kommt nur das wiederholte Andringen des Fragers eine mehrtheils zweideutige oder verdächtliche Antwort bewirken, und eben auf diese Bewegungen des Kopfes und Arms möchte sich wohl jenes Nähernwerk beziehen, unerachtet auch hier die Rückwirkung eines denkenden Wesens unerlässlich schien. Man erschöpfe sich in Vermuthungen über das Medium der wunderbaren Mittheilung, man untersuche Wände, Nebenzimmer, Gerät, alles vor Augen der geschicktesten Mechaniker umgeben, aber so mehr er sich auf diese Art bewacht merkte, desto umfangener war sein Betragen. Er sprach und schwerte in den entlegenen Ecken des Zimmers mit den Zuschauern, und ließ seine Figur, wie ein ganz für sich bestehendes Wesen, das irgend einer Verbindung mit ihm nicht bedurfte, ihre Bewegungen machen und Antwort ertheilen; ja er konnte sich eines gewissen ironischen Lächelns nicht enthalten, wenn der Dreifuß und der Tisch auf alle Seiten herumgedreht und durchgekippt, ja in die verschiedenste genommene, und weiter ans Licht gebrachte Figur mit

Brillen und Vergroßerungsgläser hineingeschaut wurde, und dann die Mechaniker versicherten, der Teufel möge aus dem wunderlichen Räderbau klug werden. Alles blieb vergebens, und die Hypothese, daß der Hauch, der aus dem Munde der Figur ströme, leicht durch verborgene Ventile hervorgebracht werden könne, und der Künstler selbst als ein trefflicher Bauchredner die Antworten ertheile, wurde gleich dadurch vernichtet, daß der Künstler in demselben Augenblick, als der Türk eine Antwort ertheilte, mit einem der Zuschauer laut und vernehmlich sprach. Unerachtet der geschmackvollen Einrichtung und des höchst Räthselhaften, Wunderbaren, was in dem ganzen Kunstwerke lag, hätte das Interesse des Publikums daran doch wohl bald nachgelassen, wäre es dem Künstler nicht möglich gewesen, auf eine andere Weise die Zuschauer immer aufs neue an sich zu ziehen. Dieses lag nun in den Antworten selbst, welche der Türk ertheilte, und die jedesmal mit tiefem Blick in die Individualität des Fragenden bald trocken, bald ziemlich groß spasshaft, und dann wieder voll Geist und Scharfum und wunderbarer Weise bis zum Schmerzhaften treffend waren. Oft überraschte ein mythischer Blick in die Zukunft, der aber nur von dem Standpunkt möglich war, wie ihn sich der Fragende selbst tief im Gemüth gestellt hatte. Hierzu kam, daß der Türk oft, deutsch gefragt, doch in einer fremden Sprache antwortete, die aber eben dem Fragenden ganz geläufig war, und man fand alsdann, daß es kaum möglich war, die Antwort so rund, so in wenigen Worten viel umfassend anders zu geben, als eben in der gewählten Sprache. Kurz jeden Tag wußte man von neuen geistreichen, treffenden Antworten des weisen Türkens zu erzählen, und ob die geheimnißvolle Verbindung des lebend menschlichen Wesens mit der Figur, oder nicht vielmehr, eben die Eingehen in die Individualität der Fragenden, und überhaupt der selte Geist der Antworten wunderbarer sey, das wurde in der Abendgesellschaft erfreut besprochen, in welcher sich gerade die beiden akademischen Freunde Ludwig und Ferdinand befanden. Beide mußten zu ihrer Schande eingesehen, den Türkens noch nicht besucht zu haben, ungeachtet es gewissmachen zum guten Ton gehörte, hinzugehen, und die miraculösen Antworten, die man auf verfängliche Fragen erhalten, überall aufzutischen. „Wir sind,“ sagte Ludwig, „alle solche Figuren, die dem Menschen nicht sowohl nachgebildet sind, als das Menschliche nachstellen, diese wahren Standbilder eines lebendigen Todes, oder eines todtten Lebens, im höchsten Grade zumüder. Schon in früher Jugend lief ich weinend davon, als man mich in ein Wachsfiguren-Kabinett führte, und noch kann ich kein solches Kabinett betreten, ohne von einem unheimlichen grauenhaften Gefühl ergriffen zu werden. Mit Macbeths Worten möchte ich rufen: Was starrst du mich an mit Augen ohne Schärfe? wenn ich die stieren, todteten, gläsernen Blicke aller der Potentaten, berühmten Helden und Mörder und Spießbuben auf mich gerichtet seye, und ich bin überzeugt, daß die mehrsten Menschen dieß unheimliche Gefühl, wenn auch nicht in dem hohen Grade wie es in mir waltet, mit mir theilen. Denn man wird finden, daß im Wachsfiguren-Kabinett auch die größte Menge Menschen nur ganz leise flüstert, man hört selten ein lautes Wort, aus Ehrfurcht gegen die hohen Hämpter geschieht dieß nicht, sondern es ist nur der Druck des Unheimlichen, Grauenhaften, der den Zuschauern jenes Pianissimo abnotthigt. Vollends sind mir die, durch die Mechanik nachgebauten menschlichen Bewegungen todtter Figuren sehr fatal, und ich bin überzeugt, daß euer wunderbarer geistreicher Türk mit seinem Augenverdrehen, Kopfwerden und Armeheben mich wie ein negromantisches

Ungethüm vorzüglich in schlaflosen Nächten verfolgen würde. Ich mag deshalb nicht hingehen, und will mir lieber alles Witzige und Scharfumige, was er diesem oder jenem gesagt, erzählen lassen.“

„Du weißt,“ nahm Ferdinand das Wort: „daß alles, was Du von dem tollen Nachaffen des Menschlichen, von den lebentigobten Wachsfiguren gesagt hast, mir recht aus der Seele gesprochen ist. Allein bei den mechanischen Automaten kommt es wirklich sehr auf die Art und Weise an, wie der Künstler das Werk ergriffen hat. Einer der vollkommensten Automaten, die ich je sah, ist der Enslersche Voltigeur, allein so wie seine kraftvollen Bewegungen wahrhaft imponirten, eben so hatte sein plötzliches Sigenbleiben auf dem Seil, sein freundliches Nicken mit dem Kopfe, etwas höchst skurriles. Gewiß hat niemanden jenes grauenhafte Gefühl ergriffen, daß solche Figuren vorzüglich bei sehr reizbaren Personen nur zu leicht hervorbringen. Was nun unsern Türkens betrifft, so hat es meines Bedenkens mit ihm eine andere Bewandtniß. Seine, nach der Beschreibung aller, die ihn sahen, höchst ansehnliche, ehwürdige Figur ist etwas ganz Untergeordnetes, und sein Augenverdrehen und Kopfwerden gewiß nur da, um unsere Aufmerksamkeit ganz auf ihn, wo gerade der Schlüssel des Geheimnisses nicht zu finden ist, hinzulegen. Daß der Hauch aus dem Munde des Türkens strömt, ist möglich, oder vielleicht gewiß, da die Erfahrung es beweist: hieraus folgt aber noch nicht, daß jener Hauch wirklich von den gesprochenen Worten erregt wird. Es ist gar kein Zweifel, daß ein menschliches Wesen, vermöge uns verborgener und unbekannter physischer und optischer Vorrichtungen mit dem Fragenden in solcher Verbindung steht, daß es ihn sieht, ihn hört und ihm wieder Antworten zufüstern kann. Daß noch niemand, selbst unter unsrer gesuchten Mechanikern, auch nur im mindesten auf die Spur gekommen, wie jene Verbindung wohl hergestellt seyn kann, zeigt, daß des Künstlers Mittel sehr finnrich erfunden seyn müssen, und so verdient von dieser Seite sein Kunstwerk allerdings die größte Aufmerksamkeit. Was mir aber viel wunderbarer scheint und mich in der That recht anzieht, das ist die geistige Macht des unbekannten menschlichen Wesens, vermöge dessen es in die Tiefe des Gemüths des Fragenden zu dringen scheint — es herrscht oft eine Kraft des Scharfums, und zugleich ein grauenhaftes Helldunkel in den Antworten, wodurch sie zu Orakelsprüchen im stursten Sinn des Worts werden. Ich habe von mehreren Freunden in dieser Hinsicht Dinge gehört, die mich in das größte Erstaunen setzen, und ich kann nicht länger dem Orange widersiechen, den wundervollen Sehergeist des Unbekannten selbst auf die Probe zu stellen, weshalb ich mich entschlossen, morgen Vormittags hinzugehen, und dich hiermit, lieber Ludwig! feierlich eingeladen haben will, alle Schau vor lebendigen Puppen abzutragen, und mich zu begleiten.“

So sehr sich Ludwig sträubte, mußte er doch, um nicht für einen Sonderling gehalten zu werden, nachgehen, als mehrere auf ihn einstürmten, ja sich nicht von der belustigenden Partie ausgeschließen, und im Verein mit ihnen morgen dem miraculösen Türkens recht auf den Bahn zu führen. Ludwig und Ferdinand gingen wirklich mit mehreren muntern Junglingen, die sich deshalb versobredet, hin. Der Türk, dem man orientalische Grandezza gar nicht absprechen konnte, und dessen Kopf, wie gesagt, so außerst wohl gelungen war, kam Ludwigen doch im Augenblick des Eintretens höchst passirlich vor, und als nun vollends der Künstler den Schlüssel in die Seite einsetzte, und die Räder zu schnurren anfangen, wurde ihm das ganze Ding so abgeschmackt und verbraucht, daß er unwillkürlich ausrief: „Ach, meine

Herren! hören Sie doch, wir haben höchstens Braten im Magen, aber die türkische Exzellenz da einen ganzen Bratenwender dazu!" Alle lachten, und der Künstler, dem der Scherz nicht zu gefallen schien, lachte sogleich vom weitem Aufzischen des Räderwerks ab. Sei es nun, daß die joviale Stimmung der Gesellschaft dem weisen Türken missfiel, oder daß er den Morgen gerade nicht bei Laune war, genug, alle Antworten, die zum Theil durch recht witzige, geistreiche Fragen veranlaßt wurden, blieben nichtsbedeutend und schal. Ludwig hatte vorzüglich das Unglück, beinahe niemals von dem Drakel richtig verstanden zu werden, und ganz schiefe Antworten zu erhalten. Schon wollte man unbefriedigt das Automat und den sichtlich verstimmteten Künstler verlassen, als Ferdinand sprach: „Nicht wahr, meine Herren, Sie sind alle mit dem weisen Türken nicht sonderlich zufrieden, aber vielleicht lag es an uns selbst, an unsern Fragen, die dem Manne nicht gefielen — Eben daß er jetzt den Kopf dreht, und die Hand aufhebt, (die Figur that dies wirklich) scheint meine Vermuthung als wahr zu bestätigen! — Ich weiß nicht, wie mir jetzt es in den Sinn kommt, noch eine Frage zu thun, deren Antwortung, ist sie treffend, die Ehre des Automaten mit einem Male retten kann.“ Ferdinand trat zu der Figur hin, und flüsterte ihr einige Worte leise ins Ohr; der Türke erhob den Arm, er wollte nicht antworten; Ferdinand lachte nicht ab, da wandte der Türke den Kopf zu ihm hin. —

Ludwig bemerkte, daß Ferdinand plötzlich erblachte, nach einigen Sekunden aber aufs neue fragte, und gleich die Antwort erhielt; mit erzogenem Lächeln sagte Ferdinand zur Gesellschaft: „Meine Herren, ich kann versichern, daß wenigstens für mich der Türke seine Ehre gerettet hat; damit aber das Drakel ein recht geheimnisvolles Drakel bleibe, so erlassen Sie es mir wohl zu sagen, was ich gefragt und was er geantwortet.“

So sah Ferdinand seine innere Bewegung verborgen wollte, so äußerte sie sich doch nur zu deutlich in dem Bemühen, froh und unbefangen zu scheinen, und hätte der Türke die wunderbarsten treffsichsten Antworten ertheilt, so würde die Gesellschaft nicht von dem sonderbaren, beinahe grauenhaften Gefühl ergriffen worden seyn, das eben jetzt Ferdinands sichtliche Spannung hervorbrachte. Die vorige Heiterkeit war verschwunden, statt des sonst fortstromenden Gesprächs fielen nur einzelne abgebrochene Worte, und man trennte sich in gänzlicher Verstimmung.

Raum war Ferdinand mit Ludwig allein, so fing er an: „Freund! Dir mag ich es nicht verhehlen, daß der Türke in mein Innerstes gegriffen, ja, daß er mein Innerstes verletzt hat, so daß ich den Schmerz wohl nicht verwinden werde, bis mir die Erfüllung des gräßlichen Drakelspruchs den Tod bringt.“

Ludwig blickte den Freund voll Bewunderung und Erstaunen an, aber Ferdinand fuhr fort: „Ich sehe nun wohl, daß dem unsichtbaren Wesen, das sich uns durch den Türken auf eine geheimnißvolle Weise mithilft, Kräfte zu Gebote stehen, die mit magischer Gewalt unsre geheimsten Gedanken beherrschen, und vielleicht erblüht die fremde Macht klar und deutlich den Keim des Zukünftigen, der in uns selbst im mythischen Zusammenhang mit der Außenwelt gedacht wird, und weiß so alles, was in fernen Tagen auf uns einbrechen wird, so wie es Menschen giebt mit der unglücklichen Schergabe, den Tod zur bestimmten Stunde voraus zu sagen.“

„Du mußt Merkwürdiges gefragt haben,“ erwiderte Ludwig, „vielleicht legst du aber selbst in die zweideutige Antwort des Drakels das Bedeutende, und was

das Spiel des launenhaften Zufalls in seltsamer Zusammenstellung gerade Eingreifendes, Treffendes heraufbrachte, schreibt Du der mystischen Kraft des genüg ganz unbefangenen Menschen zu, der sich durch den Zirkus vernehmen läßt.“

„Du widersprichst,“ nahm Ferdinand das Wort, „in dem Augenblick dem, was wir sonst einstimmig zu behaupten pflegen, wenn von dem sogenannten Zirkus die Rede ist. Damit Du alles wissen, damit Du es reden substen mögest, wie ich heute in meinem Innersten aufgeregert und erschüttert bin, muß ich Dir etwas aus meinem früheren Leben vertrauen, wovon ich bis jetzt schwieg. Es sind schon mehrere Jahre her, als ich von den in Ostpreußen gelegenen Gütern meines Vaters nach B. zurückkehrte. In B. traf ich mit einigen jungen Knechtzimmern zusammen, die ebenfalls nach B. wollten, wie reisten zusammen in drei mit Postpferden bespannten Wagen, und Du kannst denken, daß bei uns, die wir in den Jahren des ersten, kräftigen Aufbrausens mit weit gefülltem Beutel so in die Welt hineinreisen konnten, die Lebenslust beinahe bis zur wilden Ausgelassenheit überbrachte. Die tollsten Einfälle wurden im Jahr ausgeführt, und ich erinnere mich noch, daß wir in B., wo wir gerade am Mittage ankamen, den Dormenvorrath der Posthalterin plünderten, und ihrer Protestation unerachtet mit dem Raube gar zierlich geschmackhaften Tabak rauchend vor dem Hause, unter großen Zuhörern des Volks auf- und abspazierten, bis wir wieder unter dem lustigen Hörerschall der Postillone absahen. In der herrlichsten, jovialsten Gemüthsstimmung kame man nach B., wo wir der schönen Gegenden wegen, einige Tage verweilen wollten. Jeden Tag gab es lustige Partien. Einst waren wir bis zum späten Abende auf den Karlsberge und in der benachbarten Gegend herumstreift, und als wir in den Gasthof zurückkehrten, erwartete uns schon der kostliche Punsch, den wir vorher bestellt, und den wir uns, von der Seele durchzuckender Schrecken ließen, so daß, ohne eigentlich herauszuholen zu seyn, mir doch alle Pulse in den Adern hämmerten und schlugen, und das Blut wie ein Feuerstrom durch die Nerven glühte. Ich warf mich, als ich endlich in mein Zimmer zurückkehren durfte, auf das Bett, aber trotz der Ermüdung war mein Schlaf doch nur mehr ein träumerisches Hinbrüten, in dem ich alles vernahm, was um mich vorging. Es war mir, als würde in dem Abenzimmer leise gesprochen, und endlich unterschied ich deutlich eine männliche Stimme, welche sagte: Nun schlafe denn wohl und halte dich fertig zur bestimmten Stunde. Eine Thür wurde geöffnet und wieder geschlossen, und nun trat eine tiefe Stille ein, die aber bald durch einige leise Akkorde eines Fortepianos unterbrochen wurde. Du weißt, Ludwig! Welch ein Zauber in den Tönen der Musik liegt, wenn sie durch die stillen Nächte hallen. So war es auch jetzt, als spräche in jenen Akkorden eine holde Geisterstimme zu mir. Ich gab mich dem wohlthätigen Eindruck ganz hin, und glaubte, es würde nun wohl etwas zusammenhängendes, irgend eine Fantasie, oder sonst ein musikalisches Stück folgen, aber wie wurde mir, als die herrliche göttliche Stimme eines Weibes in einer herzerregenden Melodie die Worte sang:

Mio ben ricordati
S'avvien ch'io morsa,
Quanto quest' anima
Fedel t'amò;
Lo se pur amano
Le fredde ceneri,
Nel urna ancora
T'adorerò!

Wie soll ich es denn anfangen, Dir das nie gesannnte, nie gehabte Gefühl nur anzudeuten, welches die langen, bald angeschwellenden, bald verhallenden Töne in mir aufregten. Wenn die ganz eigenthümliche, nie gehörte Melodie, — ach es war ja die tiefe, wundervolle Schwermut der inbrünstigsten Liebe selbst — wenn sie den Gesang in einfachen Melismen bald in die Höhe führte, daß die Töne wie kleine Kristallglocken erklangen, bald in die Tiefe hinabsenkte, daß er in den dumpfen Susszen einer hoffnungslosen Klage zu ersterben schien, dann fühlte ich, wie ein unnenbares Entzücken mein Inneres durchbebte, wie der Schmerz der unendlichen Sehnsucht meine Brust krampfhaft zusammenzog, wie mein Atem stockte, wie mein Selbst unterging in namenloser, himmlischer Wollust. Ich wagte nicht, mich zu regen, meine ganze Seele, mein ganzes Gemüth war nur Ohr. Schon längst hatten die Töne geschwiegen, als ein Thränenstrom endlich die Überspannung brach, die mich zu vernichten drohte. Der Schlaf mochte mich doch zuletzt übermannen haben, denn als ich von dem gellenden Ton eines Posthorns geweckt, auffuhr, sahen die helle Morgensonne in mein Zimmer, und ich wurde gewahr, daß ich nur im Traume des höchsten Glücks, der höchsten Seligkeit, die für mich auf der Erde zu finden, theilhaftig worden. Ein herrliches, blühendes Mädchen war in mein Zimmer getreten; es war die Sängerin, und sie sprach zu mir mit gar lieblicher, holdseliger Stimme: „So konntest Du mich dann wieder erkennen, lieber, lieber Ferdinand! aber ich wußte ja wohl, daß ich nur singen durste, um wieder ganz in Dir zu leben; denn jeder Ton ruhte ja in Deiner Brust, und mußte in meinem Blick erklingen.“ — Welches unnenbare Entzücken durchströmte mich, als ich nur sah, daß es die Geliebte meiner Seele war, die ich schon von früher Kindheit an im Herzen getragen, die mir ein feindliches Geschick nur so lange entrissen, und die ich Hochbegürtet nur wieder gefunden. Aber meine inbrünstige Liebe erlangt eben in jener Melodie der tief klagenden Sehnsucht, und unsere Worte, unsere Blicke wurden zu verrückten angeschwellenden Tönen, die wie in einem Feuerstrom zusammenflossen. Nun ich erwacht war, mußte ich mirs eingestehn, daß durchaus keine Erinnerung aus früher Zeit sich an das holdselige Traumbild knüpfte — ich hatte das herrliche Mädchen zum erstenmal gesehen. Es wurde vor dem Hause laut und heftig geplaudert, mechanisch raffte ich mich auf und eilte ans Fenster; ein ältlicher, wohl gekleideter Mann zankte mit den Postknechten, die etwas an dem zierlichen Reisewagen zerbrochen. Endlich war alles hergestellt, und nun rief der Mann heraus: „Zeit ist alles in Ordnung, wir wollen fort. Ich wurde gewahr, daß dicht neben mir ein Frauenzimmer zum Fenster herausgesessen, die nun schnell zurückfuhr, so daß ich, da sie einen ziemlich tiefen Reiseschuh aufgesetzt hatte, das Gesicht nicht erkennen konnte. Als sie aus der Hausthür trat, wandte sie sich um und sah zu mir heraus. — Ludwig! — es war die Sängerin! es war das Traumbild. Der Blick des himmlischen Auges fiel auf mich, und es war mir, als trüfe der Strahl eines Kristalltons meine Brust wie ein glühender Dolchstich, daß ich den Schmerz physisch fühlte, daß alle meine Füßen und Nerven erbebten und ich vor unnenbarer Wonne erstarnte — Schnell war sie im Wagen, der Postillion blies wie im jubelnden Hohn ein munteres Stückchen. Im Augenblick waren sie um die Straßenecke verschwunden. Wie ein Träumender blieb ich im Fenster, die Kurländer traten ins Zimmer, mich zu einer verabredeten Lustfahrt hinabzuholen. Ich sprach kein Wort, man hielt mich für krank — wie hätte ich auch nur das Mindeste davon äußern können, was geschehen! Ich

unterließ es, mich nach den Fremden, die neben mir gewohnt, im Hause zu erkundigen, denn es war als entweiche jedes Wort anderer Lippen, das sich auf die Herrliche bezöge, das zarte Geheimniß meines Herzens. Gereuelich wollte ich es fortan in mir tragen, und nie mehr lassen von der, die nun die Ewiggeliebte meiner Seele werden, sollte ich sie auch nimmer wieder schauen. Du, mein Herzensfreund! erkennst wohl ganz den Zustand, in dem ich mich versezt fühlte; Du radelest mich daher nicht, daß ich alles und jedes vernachlässigte, mir auch nur eine Spur von der unbekannten Geliebten zu verschaffen. Die lustige Gesellschaft der Kurländer wurde mir in meiner Stimmung höchst zuwider; ehe sie sichs verfahen, war ich in einer Nacht auf und davon, und eilte noch B., meiner damaligen Bestimmung zu folgen. Du weißt, daß ich schon seit früher Zeit ziemlich gut zeichnete; in B. legte ich mich unter der Anleitung geschickter Meister auf das Miniaturmachen, und brachte es in kurzer Zeit so weit, daß ich den einzigen mir vorgestellten Zweck, nämlich das höchst ähnliche Bild der Unbekannten würdig zu malen, erfüllen konnte. Heimlich, bei verschloßenen Thüren, malte ich das Bild. Kein menschliches Auge hat es jemals gesehen; denn ein anderes Bild gleicher Größe ließ ich fassen, und setzte mit Mühe dann selbst das Bild der Geliebten ein, das ich seit der Zeit auf bloßer Brust trug. —

Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich heute von dem höchsten Moment meines Lebens gesprochen, und Du Ludwig! bist der Einzige, dem ich mein Geheimniß vertraut! Aber auch heute ist eine fremde Macht feindselig in mein Inneres gedrungen! — Als ich zu dem Türkē hintrat, fragte ich, der Geliebte meines Herzens denkend: „Werde ich künftig noch einen Moment erleben, der dem gleicht, wo ich am glücklichsten war? Der Türkē wollte, wie Du bemerkst haben wirst, durchaus nicht antworten; endlich, als ich nicht nachließ, sprach er: die Augen schauen in Deine Brust, aber das spiegelblanke Gold, das mir zugewendet, verwirrt meinen Blick, wende das Bild um! — Habe ich denn Worte für das Gefühl, das mich durchbebte? — Das wird meine innere Bewegung nicht entgangen seyn. Das Bild lag wirklich so auf meiner Brust, wie es der Türkē angegeben; ich wandte es unbemerkt um, und wiederholte meine Frage; da sprach die Figur im düstern Ton: Unglücklicher! in dem Augenblick, wenn Du sie wiedersiehst, hast Du sie verloren!“

Eben wollte Ludwig es versuchen, den Freund, der in tiefes Nachdenken versunken war, mit tröstenden Worten aufzurichten, als sie durch mehrere Bekannte, die auf sie zufielen, unterbrochen wurden.

Schon hatte sich das Gerücht von der neuen mysteriösen Antwort, die der weise Türkē ertheilte, in der Stadt verbreitet, und man erschöpfte sich in Vermuthungen, was für eine unglückliche Prophezeiung wohl den vorurtheilsfreien Ferdinand so aufgeregt haben könnte; man bestürmte die Freunde mit Fragen, und Ludwig wurde genöthigt, um seinen Freund aus dem Gedränge zu retten, ein abenteuerliches Geächtchlein aufzutischen, das desto mehr Eingang fand, je weiter es sich von der Wahrheit entfernte. Dieselbe Gesellschaft, in welcher Ferdinand angeregt wurde, den wunderbaren Türkē zu besuchen, pflegte sich wöchentlich zu versammeln, und auch in der nächsten Zusammenkunft kam wieder der Türkē um so mehr an die Reihe, als man sich immer noch bemühte, recht viel von Ferdinand selbst über ein Abenteuer zu hören, das ihn in die düstere Stimmung versezt hatte, welche er vergebens zu verbergen suchte. Ludwig fühlte es nur zu lebhaft, wie sein Freund im Innersten erschüttert seyn mußte, als er das tief in der

Brustreu bewahrte Geheimniß einer fantastischen Liebe von einer fremden grauenhaften Macht durchschaut sahe, und auch er war eben so gut wie Ferdinand fest überzeugt, daß dem das Geheimniß durchdringenden Blick jener Macht auch wohl der mysteriöse Zusammenhang, vermöge dessen sich das Zukünftige dem Gegenwärtigen anreicht, offenbar seyn könne. Ludwig mußte an den Spruch des Drakels glauben, aber das feindselige schmungelose Verrathen des bösen Verhängnisses, das dem Freunde drohte, brachte ihn gegen das versteckte Weinen, das sich durch den Türkten vernehmen ließ, auf. Er bildete daher standhaft gegen die zahlreichen Bewunderer des Kunstuwerks die Opposition, und behauptete, als jemand bemerkte, in den natürlichen Bewegungen des Automaten liege etwas ganz besonders Imposantes, wodurch der Eindruck der orakelmäßigen Antworten erhöht werde, gerade das Augenverdrehen und Kopzwenden des ehrbaren Türkten habe für ihn was unbeschreiblich Possierliches gehabt, weshalb er auch durch ein Bonmot, das ihm entschlüpft, den Künstler und auch vielleicht das unsichtbar wirkende Wesen in üblen Humor versetzt, welchen letzteres auch durch eine Menge schaaler, nichts bedeutender Antworten an den Tag gelegt. „Ich muß gestehen,“ fuhr Ludwig fort, „daß die Figur gleich beim Eintreten mich lebhaft an einen überaus zierlichen künstlichen Nussknacker erinnerte, den mir einst, als ich noch ein kleiner Knabe war, ein Vetter zum Weihnachten verehrte. Der kleine Mann hatte ein überaus ernsthaft komisches Gesicht, und verdrehte jedesmal mittelst einer innern Vorrichtung die großen aus dem Kopfe herausstehenden Augen, wem er eine harte Nuss knackte, was denn so etwas possierlich Lebendiges in die ganze Figur brachte, daß ich stundenlang damit spielen konnte, und der Zwerg mir unter den Händen zum wahren Alträumchen wurde. Alle noch so vollkommen Marionetten waren mir nachher stief und leblos gegen meinen herrlichen Nussknacker. Von den höchst wunderbaren Automaten im Danziger Arsenal war mir gar viel erzählt worden, und vorzüglich deshalb unterließ ich nicht hineinzugehen, als ich mich gerade vor einigen Jahren in Danzig befand. Bald, nachdem ich in den Saal getreten, schritt ein altdeutscher Soldat keck auf mich los, und feuerte seine Büchse ab, daß es durch die weiten Gewölbe recht dreck knallte — noch mehrere Spielereien der Art, die ich in der That wieder vergessen, überraschten hin und wieder, aber endlich führte man mich in den Saal, in welchem der Gott des Krieges, der furchtbare Mars, sich mit seiner ganzen Hofhaltung befand. Mars selbst saß in ziemlich grotesker Kleidung auf einem mit Waffen aller Art geschmückten Thron, von Trabanten und Kriegern umgeben. So bald wir vor den Thron getreten, singen ein Paar Trommelschläger an, auf ihren Trommeln zu wirbeln, und Pfeifer bliesen dazu ganz erschrecklich, daß man sich vor dem kakophonischen Getöse hätte die Ohren zuhalten mögen. Ich bemerkte, daß der Gott des Krieges eine durchaus schlechte, seiner Majestät unwürdige Kapelle habe, und man gab mir Recht. Endlich hörte das Trommeln und Pfeifen auf. Da singen an die Trabanten die Kopfe zu drehen, und mit den Hallebarden zu stampfen, bis der Gott des Krieges, nachdem er auch mehrmals die Augen verdreht, von seinem Sitz aufsprang, und keck auf uns zuschreiten zu wollen schien. Bald aber warf er sich wieder in seinen Thron, und es wurde noch etwas getrommelt und gespißt, bis alles wieder in die alte hölzerne Ruhe zurückkehrte. Als ich denn nun alle diese Automate geschaut, sagte ich im Herausgehen zu mir selbst: Mein Nussknacker war mir doch lieber, und jetzt, meine Herren! nachdem ich den weisen Türkten geschaut, sage ich abermals: Mein Nussknacker war mir doch lieber! — Man lachte sehr, meinte aber einstimmig, daß Lud-

wigs Ansicht von der Sache mehr lustig sey, als wahr; denn abgesehen von dem seltenen Geist, der doch mehrentheils in den Antworten des Automats liege, sey doch auch die durchaus nicht zu entdeckende Verbindung des verborgenen Wesens mit dem Türkten, das nicht allein durch ihn rede, sondern auch seine von den Fragen motivirte Bewegungen veranlassen müßte, höchst wunderbar, und in jedem Fall ein Meisterwerk der Mechanik und Akustik.

Dies mußte nun wohl selbst Ludwig eingestehen, und man pries allgemein den fremden Künstler. Da stand ein älterer Mann, der in der Regel wenig sprach, um sich auch dieses Mal noch gar nicht ins Gespräch gemischt hatte, vom Stuhl auf, wie er zu thun pflegte, wenn er auch endlich ein Paar Worte, die aber jedes Mal ganz zur Sache gehörten, anbringen wollte, und fing nach seiner höflichen Weise an: „Wollen Sie gütigst erlauben — ich bitte gehorsamst, meine Herren! — Sie rühmen mit Recht das seltene Kunstuwerk, das nun schon so lange uns anzuziehen weiß; mit Unrecht nennen Sie aber den ordinären Mann, der es zeigt, den Künstler, da er an allem dem, was in der That an dem Werk vortrefflich ist, gar keinen Anttheit hat, selbigen vielmehr von einem in allen Künsten der Art gar tief erfahren Mann herrührt, der sich stets und schon seit vielen Jahren in unsern Mauern befindet, und den wir alle kennen und höchstlich verehren.“ Man geriet in Erstaunen, man stürmte mit Fragen auf den Alten ein, der als fortfuhr: „Ich meine niemanden anders, als den Professor X. — Der Türkte war schon zwei Tage hier, daß jemand sonderlich Notiz von ihm genommen hätte; der Professor X. dagegen unterließ nicht, bald hinzugehen, da ihn alles, was nur Automat heißt, auf das Höchste interessirt. Kaum hatte er aber den Türkten ein paar Antworten erhalten, als er den Künstler bei Seite zog, und ihm einige Worte ins Ohr sagte. Dies erblaßte und verschloß das Zimmer, als es von den wenigen Neugierigen, die sich eingefunden, verlassen war, die Anschlagzettel verschwanden von den Strohnetzen, und man hörte nichts mehr von dem weisen Türkten, bis nach vierzehn Tagen eine neue Ankündigung erschien, und man den Türkten mit dem neuen schönen Haupt, und die ganze Einrichtung, so wie sie jetzt als ein vollständiges Rätsel besteht, wieder fand. Seit der Zeit sind auch die Antworten so geistreich und bedeutungsvoll. Das aber dies alles das Werk des Professor X. ist, unterliegt gar keinem Zweifel, da der Künstler in der Zwischenzeit, als er sein Automat nicht zeigte, täglich bei ihm war, und auch, wie man gewiß weiß, der Professor mehrere Tage hintereinander sich in dem Zimmer des Hotels befand, wo die Figur aufgestellt und noch steht. Ihnen wird übrigens, meine Herren! doch bekannt seyn, daß der Professor selbst sich in dem Besitz der hellsten, vorzüglich aber musikalischer Automate befindet, daß er seit langer Zeit mit dem Hofrat B. — mit dem er ununterbrochen über allerlei mechanische und auch wohl magische Künste korrespondirt, darin wettbewert, und daß es nur an ihm liegt, die Welt in das höchste Erstaunen zu setzen? Aber er arbeitet und schafft im Verborgenen, wiewohl er jedem, der wahre Lust und wahre Belebtheit daran findet, seine seltenen Kunstuwerke gezeigt.

Man wußte zwar, daß der Professor X., dessen Hauptwissenschaften Physik und Chemie waren, nächstdem sich auch gern mit mechanischen Kunstuwerken beschäftigte; kein einziger von der Gesellschaft hatte aber seinen Einfluß auf den weisen Türkten geahnt, und nur von wenigen sagten man das Kunstkabinett, von dem der Alte gesprochen. Ferdinand und Ludwig fühlten sich durch den Alten Bericht über den Professor X., und über sein

Einwirken auf das fremde Automat gar seltsam angeregt.

„Ich kann Dir's nicht verhehlen,“ — sagte Ferdinand, „mit dämmert eine Hoffnung auf, vielleicht die Spur des Geheimnisses zu finden, das mich jetzt so grauenvoll beschäftigt, wenn ich dem Professor X. näher trete. Ja, es ist möglich, daß die Abnung des wunderbaren Zusammenhangs, in dem der Türke, oder vielmehr die verdeckte Person, die ihn zum Organ ihrer Drakosprüche braucht, mit meinem Ich steht, mich vielleicht tröstet, und den Eindruck jener für mich schrecklichen Worte entkräftet. Ich bin entschlossen, unter dem Vorwande, seine Automate zu sehen, die nähere Bekanntschaft des mysteriösen Mannes zu machen, und da seine Kunstwerke, wie wir hörten, mystisch sind, wird es für Dich nicht ohne Interesse seyn, mich zu begleiten.“ —

„Als wenn es nicht für mich genug wäre,“ erwiderte Ludwig, „dass ich in Deiner Angelegenheit Dir beistehen soll mit Rath und That! Dass mir aber eben heute, als der Alte von der Einwirkung des Professors X. auf die Maschine sprach, ganz besondere Ideen durch den Kopf gegangen sind, kann ich nicht läugnen, wiewohl es möglich ist, dass ich das auf entlegenem Wege suche, was vielleicht uns ganz nahe liegt. — Ist es nämlich, um eben die Auflösung des Rätsels ganz nahe zu suchen, nicht denkbar, dass die unsichtbare Person wusste, dass Du ein Bild auf der Brust trägst, und konnte nicht eine glückliche Kombination sie gerade wenigstens das scheinbar Richtige treffen lassen? Vielleicht rächte sie durch die unglückliche Weissagung sich an uns des Muthwillens wegen, in dem wir die Weisheit des Türken hielten.“

„Keine menschliche Seele,“ erwiderte Ferdinand, „hat, wie ich Dir schon vorhin sagte, das Bildnis gesehen, niemanden habe ich jemals jenen auf mein ganzes Leben einwirkenden Vorfall erzählt. Auf gewöhnliche Weise kann der Türke unmöglich von dem Alten unterrichtet worden seyn! vielleicht nahert sich das, was Du auf entlegenem Wege suchst, weit mehr der Wahrheit!“

„So meine ich denn nun,“ sagte Ludwig: „dass unser Automat, so sehr ich hente auch das Gegenteil zu behaupten schien, wirklich zu den merkwürdigsten Erscheinungen gehört, die man jemals sahe, und Alles beweiset, dass dem, der als Dirigent über dem ganzen Kunstreiche schwelt, tiefere Kenntnisse zu Gebote stehen, als die wohl glauben, welche nur so etwas leichtfertig begaffen, und sich über das Wunderbare nur wundern. Die Figur ist nichts weiter als die Form der Mittheilung; aber es ist nicht zu läugnen, dass diese Form geschickt gewählt ist, da das ganze Aufsehen, und auch die Bewegungen des Automaten dazu geeignet sind, die Aufmerksamkeit zu Gunsten des Geheimnisses zu fesseln, und vorzüglich den Fragenden auf gewisse Weise nach dem Zweck des antwortenden Wesens zu spannen. Zu der Figur kann kein menschliches Wesen stecken, das ist so gut als erwiesen; dass wir daher die Antworten aus dem Munde des Türken zu empfangen glauben, beruht sicherlich auf einer außertümlichen Täuschung; wie dies beweist ist, ist, wie die Person, welche antwortet, in den Stand gesetzt wird, die Fragen zu sehen, zu vernehmen, und sich ihnen wieder verständlich zu machen, ist und bleibt mir freilich ein Rätsel; allein es liegt nur gute abtümliche und mechanische Kenntnisse, und einen vorzüglichen Scharfsinn oder auch vielleicht besser gesagt, eine konsequente Schläue des Künstlers voraus, der kein Mittel unbedacht ließ, uns zu täuschen, und ich muss geschehen, dass mich die Auflösung dieses Geheimnisses weniger interessirt, als es von dem nur allein höchst merkwürdigen Umstände überwogen wird, dass der Türke oft die Seele des Fragenden zu durchschauen, ja, wie Du schon, noch ehe es Dir selbst bewiesen wurde,

bemerktest, in die tiefste Tiefe des Gemüts zu dringen scheint. Wie wenn es dem antwortenden Wesen möglich wäre, sich durch uns unbekannte Mittel einen psychischen Einfluss auf uns zu verschaffen, ja sich mit uns in einen solchen geistigen Rapport zu setzen, dass es unsere Gemüthsstimmung, ja unser ganzes inneres Wesen in sich aussägt, und so, wenn auch nicht das in uns ruhende Geheimniß deutlich ausspricht, doch wie in einer Erstafe, die eben der Rapport mit dem fremden geistigen Prinzip erzeugte, die Andeutungen alles dessen, was in unserer eigenen Brust ruht, wie es hell erleuchtet dem Auge des Geistes offenbar wird, hervorruft. Es ist die psychische Macht, die die Saiten in unserm Innern, welche sonst nur durch einander rauschten, anschlägt, dass sie vibrieren und erklingen, und wir den reinen Akkord deutlich vernehmen; so sind wir aber es selbst, die wir uns oft im Traum eine fremde Stimme über Dinge belehren, die wir gar nicht wussten, oder über die wir wenigstens in Zweifel waren, unerachtet die Stimme, welche uns fremdes Wissen zuzuführen scheint, doch nur aus unserm eigenen Innern kommt, und sich in verständlichen Worten ausspricht. Dass der Türke, worunter ich natürlich jenes verdeckte geistige Wesen verstehe, sehr selten nötig haben wird, sich mit dem Fragenden in jenen psychischen Rapport zu setzen, versteht sich wohl von selbst. Hundert Fragende werden eben so oberflächlich abgefeiert, als es ihre Individualität verdient, und oft genug ein wügiger Einfall, dem der natürliche Scharfsinn oder die geistige Lebendigkeit des antwortenden Wesens die treffende Spize giebt, wo von irgend einer Tiefe, in der die Frage aufzufassen ist, nicht die Rede seyn kann. Jegend eine exaltierte Gemüthsstimmung des Fragenden wird den Türken augenblicklich auf ganz andere Weise ansprechen, und dann wendet er die Mittel an, die es möglich machen, den psychischen Rapport hervorzubringen, der ihm die Macht giebt, aus dem tiefsten Innern des Fragenden selbst zu antworten. Die Weigerung des Türken, auf solche tiefstgekittelte Fragen gleich zu antworten, ist vielleicht nur der Aufschub, den er sich gönnnt, um für die Anwendung jener geheimnisvollen Mittel Momente zu gewinnen. Dies ist meine innige Herzensmeinung, und Du siehst, dass mir das Kunstwerk nicht so verächtlich ist, als ich es Euch heute glauben machen wollte — vielleicht nehme ich die Sache zu ernst! — Doch möchte ich Dir nichts verhehlen, wiewohl ich einsiehe, dass, wenn Du in meine Idee eingehst, ich Dir gerade nichts zur inneren Beruhigung gefügt habe.“

„Du irrst, mein geliebter Freund,“ erwiderte Ferdinand, „gerade, dass Deine Ideen ganz mit dem übereinstimmen, was mir gleich dunkel vor der Seele lag, beruhigte mich auf eine wunderbare Weise; ich habe es mit mir selbst allein zu thun, mein liebes Geheimniß blieb unentdeckt; denn mein Freund wird es treulich bewahren, wie ein unvertrautes Heiligtum. Doch muss ich jetzt noch eines ganz besondern Umstandes erwähnen, dessen ich bisher noch nicht gedachte. Als der Türke die verhängnisvollen Worte sprach, war es mir, als hörte ich die tiefstlagende Melodie: Mio ben ricordati's avvien ch'io mora in einzelnen abgebrochenen Lauten — und dann war es wieder, als schwebe nur ein langgehaltener Ton der göttlichen Stimme, die ich in jener Nacht hörte, an mir vorüber.“

„So mag ich es Dir auch nicht verschweigen,“ sagte Ludwig, „dass ich, als Du gerade die leise Antwort erhieltest, zufällig die Hand auf das Geländer, welches das

Kunstwerk umschleist, gelegt hatte; es drohte sichtbar in meiner Hand, und auch mir war es, als gleite ein musikalischer Ton, Gesang kann ich es nicht nennen, durchs Zimmer. Ich achtete nicht sonderlich darauf, weil, wie Du weißt, immer meine ganze Fantasie von Musik erfüllt ist, und ich deshalb schon auf die wunderliche Weise getäuscht worden bin. Nicht wenig erstaunte ich aber im Innern, als ich den mysteriösen Zusammenhang jenes tiefklagenden Tons mit der verhängnisvollen Begegnung in D., die Deine Frage an den Türken veranlaßte, erfuhr."

Ferdinand hielt es nur für einen Beweis des psychischen Rapports mit seinem geliebten Freunde, daß auch dieser den Ton gehört hatte, und als sie noch tiefer eingingen in die Geheimnisse der psychischen Beziehungen verwandter geistiger Prinzipien, als immer lebendiger wunderbare Resultate sich erzeugten, da war es ihm endlich als sei die schwere Last, die seit jenem Augenblick, als er die Antwort erhalten, seine Brust gedrückt, ihm wieder entnommen; er fühlte sich ermutigt, jedem Verhängnis leck entgegen zu treten. Kann ich sie denn verlieren, sagte er, sie, die ewig in meinem Innern waltet, und so eine intensive Existenz behauptet, die nur mit meinem Sprey untergeht?

Voller Hoffnung, über manche jener Vermuthungen, die für beide die größte innere Wahrheit hatten, näheren Aufschluß zu erhalten, gingen sie zum Professor X. Sie fanden an ihm einen hochgehabten, altfränkisch gekleideten Mann muntern Ansehens, dessen kleine graue Augen unangenehm stechend blickten, und um dessen Mund ein sarkastisches Lächeln schwieb, das eben nicht anzug

Als sie den Wunsch äußerten, seine Automaten zu sehen, sagte er: „Ei! sind Sie doch auch wohl Liebhaber von mechanischen Kunstwerken, vielleicht selbst Kunstdilettanten? Nun, Sie finden bei mir, was Sie in ganz Europa, ja in der ganzen bekannten Welt vergebens suchen.“ Des Professors Stimme hatte etwas höchst Widerliches; es war ein hoher, freischwingender, dissonanter Tenor, der gerade zu der marktschreierischen Art passte, womit er seine Kunstwerke ankündigte. Er holte mit viel Geräusch die Schlüssel, und öffnete den geschmackvoll, ja prächtig verzierten Saal, in welchem die Kunstwerke sich befanden. In der Mitte stand auf einer Erhöhung ein großer Flügel, neben demselben, rechts, eine lebensgroße, männliche Figur mit einer Flöte in der Hand, links saß eine weibliche Figur vor einem clavierähnlichen Instrumente, hinter derselben zwei Knaben mit einer großen Trommel und einem Triangel. Im Hintergrunde erblickten die Freunde das ihnen schon bekannte Orchester, und rings an den Wänden umher mehrere Spieluhren. Der Professor ging nur flüchtig an dem Orchester und den Spieluhren vorüber, und berührte kaum merklich die Automaten; dann setzte er sich aber an den Flügel und sang pianissimo ein marschmäßiges Andante an; bei der Reprise setzte der Flötenbläser die Flöte an den Mund und spielte das Thema; nun pulte der Knabe richtig im Takte ganz leise auf der Trommel, indem der andere einen Triangel kaum hörbar berührte. Bald darauf fiel das Frauenzimmer mit vollgriffigen Akkorden ein, indem sie durch das Niederdrücken der Tasten einen harmonikaähnlichen Ton hervorbrachte! Aber nun wurde es immer reger und lebendiger im ganzen Saal, die Spieluhren fielen nach einander mit der größten rhythmischen Genauigkeit ein, der Knabe schlug immer stärker seine Trommel, der Triangel gelte durch das Zimmer, und zuletzt trompetete und pulte das Orchester im Fortissimo dazu, daß alles zitterte und bebte, bis der Professor mit seinen Maschinen auf einen Schlag im Schluß-Akkord endete. Die Freunde zollten dem Professor den Beifall, den sein schlau und zufrieden

lächelnder Blick zu begehrten schien; er war im Begehr noch mehr musikalische Produktionen der Art vorzubereiten, indem er sich den Automaten näherte; aber die Freunde, als hätten sie sich vorher dazu verabredet, schügten einstimmig ein dringendes Geschäft vor, das ihnen nicht erlaube, länger zu verweilen, und verläßt den Mechaniker und seine Maschinen. „Nun, war das nicht Alles überaus künstlich und schön?“ fragte Ferdinand; aber Ludwig brach los wie im lange verhalteten Zorn: „Ei, daß den verdammten Professor der— ei, wie sind wir doch so bitter getäuscht worden! wo sind die Aufschlüsse, nach denen wir trachteten, wie blieb es mit der lehrreichen Unterhaltung, in der uns der weise Professor erleuchten sollte, wie die Lehrlinge zu Sais?“ „Du stir“ sagte Ferdinand, „haben wir aber in der unmerkwürdige mechanische Kunstwerke gesehen; auch in musikalischer Hinsicht! Der Flötenbläser ist offenbar der berühmte Baucansonsche Maschine, und derselbe Mechanismus rücktichtig der Fingerbewegung auch bei der weiblichen Figur angewendet, die auf ihrem Instrumente recht wohlklangende Töne hervorbringt: die Bindung der Maschinen ist wunderbar.“ „Das Alles ist eben,“ fiel Ludwig ein, „was mich ganz toll macht: ich bin von all der Maschinen-Musik, wozu ich auch den Professors Spiel auf dem Flügel rechte, ordentlich durchföhrt und durchgeknetet, daß ich es in allen Gliedern fühle und lange nicht verwinden werde.“

„Schon die Verbindung des Menschen mit toten, ja Menschlichen in Bildung und Bewegung nachahmenden Figuren zu gleichem Thun und Treiben hat für mich etwas Drückendes, Unheimliches, ja Entsetzliches. Ich kann mir es denken, daß es möglich seyn müßte, Figuren vermöge eines im Innern verborgenen Getriebes zu künstlich und behende tanzen zu lassen, auch müßten doch mit Menschen gemeinschaftlich einen Tanz aufführen und sich in allerlei Touren wenden und drehen, so daß die lebendige Tänzer die tote hölzerne Tänzerin falle, und sich mit ihr schwende, — würdest Du den Athleten ohne inneres Grauen eine Minute lang erringen? Wer vollends die Maschinenmusik ist für mich etwas heiliges und gräßliches, und eine gute Strumpfmaschine übertrifft nach meiner Meinung an wahren Werth hin weitewelt die vollkommenste prächtige Spieluhren.“

„Ist es denn nur allein der aus dem Munde sinnende Hauch, der dem Blasinstrumente, sind es nur allein die gelenkigen, geschmeidigen Finger die den Saiteninstrumente Töne entlocken, welche uns mit mächtigem Zauber ergriffen, ja in uns die unbedachten, unaussprechlichen Gefühle erregen, welche mit nichts Erdensem brennend verwandt, die Ahdungen eines fernen Geisterreichs und unsers höhern Seins in demselben hervorrufen? Ist es nicht vielmehr das Gemüth, welches sich nur jener physischen Organe bedient, um das, was in seiner tiefsten Tiefe erklingen, in das rege Leben zu bringen, daß es andern vernehmbar er tönt und die gleichen Anklänge im Innern erweckt, welche dann im harmonischen Wiederhall dem Geist die wundervolle Reich erschließen, aus dem jene Töne mit entzündete Strahlen hervordrangen? Durch Beulen, Springeböen, Hebel, Walzen und was noch alles zu den mechanischen Apparaten gehört, mag, musikalisch nichts zu wollen, ist der unsinnige Versuch, die Mittel allein das vollbringen zu lassen, was sie nur durch die innere Kraft des Gemüths beliebt und von derselben in ihre geringsten Bewegung gereget ausführen können. Die größte Vorwürf, den man dem Musiker macht, ist, daß er ohne Ausdruck spielt; da er dadurch eben dem eigentlichen Wesen der Musik schadet, oder vielmehr in der Musik die Musik vernichtet, und doch wird der gottlosen und empfindungslosen Spieler noch immer mehr

stien, als die vollkommenste Maschine, da es nicht denkbar ist, daß nicht irgend einmal eine augenblickliche Anregung aus dem Innern auf sein Spiel wirken sollte, welches natürlicherweise bei der Maschine nie der Fall seyn kann.

„Das Streben der Mechaniker, immer mehr und mehr die menschlichen Organe zum Hervorbringen musikalischer Töne nachzuahmen, oder durch mechanische Mittel zu erzeugen, ist mir der erklärte Krieg gegen das geistige Prinzip, dessen Macht nur noch glänzender siegt, je mehr scheinbare Kräfte ihm entgegengesetzt werden; eben darum ist mir gerade die nach mechanischen Begriffen vollkommenste Maschine der Art eben die verächtlichste, und eine einfache Drehorgel, die im Mechanismus nur das Mechanische begreift, immer noch lieber als der Baucansonsche Flötenbläser und die Harmonikaspielerin.“

„Ich muß dir ganz bestimmen,“ sagte Ferdinand: „denn du hast nur in Worten deutlich ausgesprochen, was ich längst und vorsätzlich heute bei dem Professor im Innern lebhaft gefühlt. Ohne so ganz in der Musik zu leben und zu weben, wie Du, und ohne daher für alle Missgriffe sogar empfindlich zu seyn, ist mir doch das Tode, Starre der Maschinenmusik von jener zuwider gewesen, und ich erinnere mich noch, daß schon als Kind in dem Hause meines Vaters mir eine große Harfenuhr, welche ständig ihr Stückchen abspielte, ein recht qualendes Missbehagen erregte. Es ist Schade, daß recht geschickte Mechaniker ihre Kunst dieser widerigen Spielerei, und nicht vielmehr der Vervollkommenung der musikalischen Instrumente zuwenden.“ „Das ist wahr,“ erwiderte Ludwig: „vorsätzlich rücksichtlich der Tasteninstrumente wäre noch manches zu thun, denn gerade diese öffnen dem geschickten Mechaniker ein weites Feld, und wirklich ist es zu bewundern, wie weit z. B. der Flügel, in seiner Struktur, die auf Ton und Behandlungsart den entsprechenden Einfluß hat, vorgereicht ist.“

„Sollte es aber nicht die höhere musikalische Mechanik seyn, welche die eigenthümlichsten Laute der Natur beläuft, welche die in den heterogenen Körpern wohnenden Töne erforscht, und welche dann diese geheimnißvolle Musik in irgend ein Organon fest zu bannen strebt, das sich dem Willen des Menschen fügt, und in seiner Beurtheilung erellt? Alle Versuche, aus metallenen, gläsernen Cylindern, Glasfäden, Glas, ja Marmortreiften Töne zu ziehen oder Saiten aus ganz andere als die gewöhnliche Weise vibriren und ertönen zu lassen, scheinen mir daher im höchsten Grade beachtenswerth, und dem weitern Vorstreben dieses Vorstrebens in die tiefen akustischen Geheimnisse, wie sie überall in der Natur verborgen, zu dringen, steht es nur im Wege, daß jeder mangelhafte Versuch gleich der Orientierung oder des Geduldvertrags wegen, als eine neue schon zur Vollkommenheit gebiehene Erfindung angepriesen und vorgezeigt wird. Hierin liegt es, daß in kurzer Zeit so viele neue Instrumente zum Theil unter seltsamen oder prunkenden Namen entstanden, und eben so schnell wieder verschwunden und in Vergessenheit gerathen sind.“ „Deine höhere musikalische Mechanik,“ sagte Ferdinand, „ist allerdings sehr interessant, wiewohl ich mir eigentlich nicht die Spize oder das Ziel jener Bestrebungen denken kann.“

„Dies ist kein anderes,“ erwiderte Ludwig, „als die Auffindung des vollkommensten Tons; ich halte aber den musikalischen Ton für desto vollkommener, je näher er den geheimnißvollen Laute der Natur verwandt ist, die noch nicht ganz von der Erde gewichen.“ „Mag es seyn,“ sagte Ferdinand, „daß ich nicht so wie du in diese Geheimnisse eingedrungen, aber ich gestehe, daß ich dich nicht ganz fasse.“ „Läß mich es wenigstens andeuten,“ fuhr Ludwig fort, „wie mir das Alles so in Sinn und Gedanken liegt.“

„In jener Urzeit des menschlichen Geschlechts, als es, um mich ganz der Worte eines geistreichen Schriftstellers zu bedienen (Schubert in den Ansichten von der Nachtsseite der Naturwissenschaft) in der ersten heiligen Harmonie mit der Natur lebte, erfüllt von dem göttlichen Instinkt der Weissagung und Dichtkunst, als der Geist des Menschen nicht die Natur, sondern diese den Menschen erfaßte, und die Mutter das wunderbare Wesen, das sie geboren, noch aus der Tiefe ihres Daseyns nährte, da umfang sie den Menschen wie in Wehen einer ewigen Begeisterung mit heiliger Musik, und wundervolle Laute verkündeten die Geheimnisse ihres ewigen Treibens. Ein Nachhall aus der geheimnißvollen Tiefe dieser Urzeit ist die herrliche Sage von der Sphärenmusik, welche mich schon als Knabe, als ich in Scipio's Traum zum ersten Mal davon las, mit inbrüderlicher Andacht erfüllte, so daß ich oft in stillen mondhaften Nächten lauschte, ob nicht im Säuseln des Windes jene wunderbaren Töne erklingen würden. Aber noch sind jene vernehmlichen Laute der Natur, wie ich schon vorhin sagte, nicht von der Erde gewichen, denn nichts anders ist jene Luftmusik oder Teufelsstimme auf Ceylon, deren jener Schriftsteller erwähnt, und die eine so tiefe Wirkung auf das menschliche Gemüth ausübt, daß selbst die ruhigsten Beobachter sich eines tiefen Entsegens, eines zerstörenden Mitteids mit jenen den menschlichen Zammer so entsetzlich nachahmenden Naturtonen nicht erwehren können. Da ich habe selbst in früherer Zeit eine ganz ähnliche Naturescheinung, und zwar in der Nähe des Kurischen Haffs in Ostpreußen erlebt. Es war im tiefen Herbst, als ich mich einige Zeit auf einem dort gelegenen Landgute aufhielt, und in stillen Nächten bei mäßigem Winde deutlich lang gehaltene Töne hörte, die bald gleich einer tiefen gedämpften Orgelpfeife, bald gleich einer vibrirenden dumpfen Glocke erklangen. Ost konnte ich genau das tiefe F mit der anschlagenden Quinte C unterscheiden, oft erklang sogar die kleine Terz Es, so daß der schneidende Septimen-Akkord in den Tönen der tiefsten Klage meine Brust mit einer, das Innerste durchdringenden Wehmuth, ja mit Entsetzen erfüllte.“

„In dem unvermerkten Entstehen, Anschwellen und Verschwinden jener Naturlaute liegt etwas, das unser Gemüth unverständlich ergriff, und das Instrument, dem dies zu Gebote steht, wird in eben dem Grade auf uns wirken müssen; mir scheint daher, daß die Harmonichord rücksichtlich des Tons sich gewiß jener Vollkommenheit, die ihren Maßstab in der Wirkung auf unser Gemüth findet, am meisten nähert, und es ist eben schön, daß gerade dieses Instrument, welches jene Naturlaute so glücklich nachahmt, und auf unser Interesse in den tiefsten Beziehungen so wunderbar wirkt, sich dem Leichtsinn und den schaalen Orientierung durchaus nicht hingiebt, sondern nur in der heiligen Einfachheit ihr eigenthümliches Wesen behauptet. Recht viel in dieser Hinsicht wird auch gewiß das neuersfundene sogenannte Harmonichord leisten, welches statt der Glocken, mittelst einer geheimnischen Mechanik, die durch den Druck der Tasten und den Umschlag einer Walze in Bewegung gesetzt wird, Saiten vibriren und ertönen läßt. Der Spieler hat das Entstehen, Anschwellen, Verschwinden des Tons beinahe noch mehr in der Gewalt, als bei der Harmonika, und nur den wie aus einer andern Welt herabgekommenen Ton dieses Instruments hat das Harmonichord noch nicht im mindesten erreicht.“ „Ich habe dies Instrument gehört,“ sagte Ferdinand, „und muß gestehen, daß sein Ton recht in mein Inneres gedrungen, wiewohl es, nach meiner Einsicht, von dem Künstler selbst nicht eben vortheilhaft behandelt wurde. Uebrigens fasse ich dich ganz, wiewohl mir die enge Beziehung jener Naturlaute, von

denen du sprichst, mit der Musik, die wir durch Instrumente hervorbringen, noch nicht deutlich einleuchtet.“ „Kann denn“, erwiderte Ludwig, „die Musik, die in unserm Innern wohnt, eine andere seyn als die, welche in der Natur wie ein tiefes, nur dem hohen Sinn erforschliches Geheimniß verborgen, und die durch das Organ der Instrumente nur wie im Zange eines mächtigen Zaubers, dessen wir Hörer werden, ertönt? Aber im reinpsychischen Wirken des Geistes, im Traume ist der Raum gelöst, und wir hören selbst im Konzert bekannter Instrumente jene Naturlaute, wie sie, wunderbar in der Luft erzeugt, auf uns niederschweben, an schwollen und verhallen.“ „Ich denke an die Aeolsharfe,“ unterbrach Ferdinand den Freund. „Was hältst du von dieser sinnigen Erfindung?“ „Die Versuche,“ erwiderte Ludwig, „der Natur Zone zu entlocken, sind allerdings terrifisch und höchst beachtenswerth, nur scheint es mir, daß man ihr bis jetzt nur ein kleinkleines Spielzeug darbot, das sie mehrheitlich wie in gerechtem Unmut zerbrach. Viel größer in der Idee, als alle die Aeolsharfen, die nur als musikalische Ableiter der Zuglust zum kindischen Spielwerk geworden, ist die Wetterharfe, von der ich einmal gelesen. Dicke in beträchtlicher Weite im Freien ausgespannte Drähte wurden von der Luft in Vibration gesetzt und ertönten in mächtigem Klang.“

„Überhaupt bleibt hier dem sinnigen, von höherem Geiste beseelten Physiker und Mechaniker noch ein weites Feld offen, und ich glaube, daß bei dem Schwunghen, den die Naturwissenschaft erhalten, auch tieferes Forschen in das heilige Geheimniß der Natur eindringen, und manches, was nur noch geahnt, in das rege Leben sichtlich und vernehmbar bringen wird.“

Plötzlich webte ein seltsamer Klang durch die Luft, der im stärkeren Anschwellen dem Ton einer Harmonika ähnlich wurde. Die Freunde blieben von innerem Schauer ergriffen, wie an den Boden festgebannt, sitzen; da wurde der Ton zur tiefklagenden Melodie einer weiblichen Stimme. Ferdinand ergriff des Freundes Hand, und drückte sie krampfhaft an seine Brust, aber leise und bebend sprach Ludwig: „Mir ben ricordati s'avvien ch'io mora. Sie befinden sich außerhalb der Stadt vor dem Eingange eines mit hohen Hecken und Bäumen umschlossenen Gartens; dicht vor ihnen hatte unbemerkt ein kleines niedliches Mädchen, im Grase sitzend, gespielt, das sprang nun schnell auf und sprach: Ach wie schön singt Schwesterchen wieder, ich muß ihr nur eine Blume bringen, denn ich weiß schon, wenn sie die bunten Nelken sieht, dann singt sie noch schöner und länger. Und damit küßte sie, einen großen Blumenstrauß in der Hand, in den Garten, dessen Thüre offen stehen blieb, so daß die Freunde hineinschauen konnten. Wer weiß ein Geräuschen, ja welch ein inneres Grausen durchdrang sie, als sie den Professor X. erblickten, der mitten im Garten unter einer hohen Esche stand. Statt des zurückstreckenden ironischen Bächels, mit dem er die Freunde in seinem Hause empfing, ruhte ein tiefer melancholischer Ernst auf seinem Gesicht, und sein himmelwärts gerichteter Blick schien wie in feierlicher Verklärung das geahnte Zeugniß zu schauen, was hinter den Wolken verborgen, und von dem die wunderbaren Klänge Kunde geben, welche wie ein Hauch des Windes durch die Luft bebten. Er schritt langsam und abgemessen den Mittelgang auf und nieder, aber in seiner Bewegung wurde alles um ihn her rege und lebendig, und überall flimmerten kristalline Klänge aus den dunklen Büschen und Bäumen empor, und stromten vereinigt im wundervollen Konzert wie Feuerflammen durch die Luft, ins Innere des Gemüths eindringend, und es zur höchsten Wonne himmlischer Ahn-

dungen entzündend. Die Dämmerung war eingebrochen, der Professor verschwand in den Hecken, und die Töne erstarben im Pianissimo. Endlich gingen die Freunde im tiefen Schweigen nach der Stadt zurück; aber als Ludwig sich nun von dem Freunde trennen wollte, drückte ihn Ferdinand fest an sich und sprach: „Sey mir treu! sey mir treu! — ach ich fühle es ja, daß eine fremde Macht in mein Innern gedrungen, und alle die im Verborgenen liegenden Saiten ergriffen hat, die nun nach ihrer Willkür erzittern müssen, und sollte ich darüber zu Grunde gehen! —

„War denn nicht die gehässige Ironie, womit uns der Professor in seinem Hause empfing, nur der Ausdruck des feindlichen Prinzips, und hat er uns mit seinen Automaten nicht nur abschrecken wollen, um alle näher Beziehung mit mir im extensiven Leben von der Hand zu weisen?“ „Du kannst wohl Recht haben,“ erwiderte Ludwig: „denn auch ich ahne es deutlich, daß auf irgendeine Weise, die uns freilich wenigstens jetzt ein unerlässliches Rätsel bleibt, der Professor in dein Leben, oder besser gesagt, in das geheimnißvolle psychische Verhältniß, in dem Du mit jenem unbekannten menschlichen Wesen steht, eingreift. Vielleicht versteckt er selbst wider seinen Willen, als feindliches Prinzip dann verlochten und dagegen ankämpfend, den Rapport, dessen Kraft eben im Kampfe wächst, und es wäre denbar, daß ihm dein Räthertreten schon deshalb vorschien müßte, weil dein geistiges Prinzip dann wider seinen Willen, oder vielmehr irgend einer konventionellen Absicht entgegen, alle die Anklänge jenes psychischen Rapports weckt und in neuen lebhaften Schwung setzt.“ — Die Freunde beschlossen nun kein Mittel unversucht zu lassen, dem Professor X. näher zu treten und vielleicht endlich das Rätsel zu lösen, das so tief im Ferdinands Leben wirkte; schon am folgenden Morgen sollte ein zweiter Besuch bei dem Professor das Ferner einleiten, ein Brief, den Ferdinand unvermutet von seinem Vater erhielt, rief ihn aber nach B., er durfte sich nicht den mindesten Aufschub verstellen, und in wenigen Stunden eilte er schon mit Postpferden von dannen, indem er seinem Freunde versicherte, daß ihn nichts abhalten würde, spätestens in vierzehn Tagen wieder in B. zu seyn. Merkwürdig war es Ludwigs im höchsten Grade, daß er bald nach Ferdinands Reise von demselben ältlichen Mann, der zuerst von des Professors X. Einwirkung auf den Türkten gesprochen, nun erfuhr, wie des Professors mechanische Kunstwerke nur auf einer untergeordneten Niederebene hervorgegangen, und daß tieferes Forschen, tiefs Eindringen in alle Theile der Naturwissenschaft eigentlich der unausgesetzte Zweck alles seines Strebens sey. Vorzüglich rühmte der Mann die Erfindungen des Professors in der Musik, die er aber bis jetzt niemanden mittheile. Sein geheimnißvolles Laboratorium sey ein schöner Garten bei der Stadt, und oft hätten schon Vorübergehende seltsame Klänge und Melodien erbönen gehört, als sey der Garten von Feen und Geistern bewohnt.

Biegehn Tage vergingen, aber Ferdinand kam nicht wieder, endlich nach zwei Monaten erhielt Ludwig einen Brief aus B. des Inhalts:

„Lies und erstaune, aber erfahre nur das, was du vielleicht ahnst, nachdem Du dem Professor, wie ich hoffe, näher getreten. In Dorfe P. werden Pfarr gewechselt, ich stehe und schaue recht gedankenlos in die Gegend hin. Da fährt ein Wagen vorbei und hat an der nahen offenen Kirche; ein einfach gekleidetes Fräulein steigt aus, ihr folgt ein junger schöner Mann in russischer Jägeruniform mit Orden geschmückt; zwei Männer steigen aus einem zweiten Wagen. Der Pferdhalter sagt: das ist das fremde Paar, das unser Pater

heut traut. Mechanisch gebe ich in die Kirche und trete ein, als der Geistliche gerade mit dem Segen die Cermone endigt. Ich schaue hin, die Braut ist die Sängerin, sie erblickt mich, sie erblaßt, sie sinkt, der hinter ihr stehende Mann fängt sie auf in seine Arme, es ist der Professor X. — Was weiter vorgegangen, weiß ich nicht mehr, auch nicht, wie ich hierhergekommen. Du wirst es wohl vom Professor X. erfahren. Deut ist eine nie gefallte Stille und Heiterkeit in meine Seele gekommen. Der verhängnisvolle Spruch des Türkens war eine verdamte Lüge, erzeugt vom blinden Hintertappen mit ungestrickten Fühlhörnern. Habe ich sie denn verloren? ist sie nicht im innern glühenden Leben ewig mein? Du wirst lange nicht von mir hören, denn ich gehe nach X., vielleicht auch in den tiefen Norden nach Y."

Ludwig erfaßt aus seines Freundes Worten nur zu deutlich seinen zerrütteten Seelenzustand, und um so rätselhafter wurde ihm das Ganze, als er erfuhr, daß der Professor X. durchaus die Stadt nicht verlassen habe. Wie, dachte er, wenn es nur die Resultate des Gesellschafts wunderbarer psychischer Beziehungen, die vielleicht unter mehreren Personen statt fanden, wären, die in das Leben traten, und selbst äußere von ihnen unabhängige Begebenheiten so in ihren Kreis zogen, daß sie der getäuschte innere Sinn für eine aus ihm unbedingt hervorgehende Erscheinung hielte und daran glaubte? — Doch vielleicht tritt künftig die frohe Aymung ins Leben, die ich in meinem Innern trage, und die meinen Freund trösten soll! Der verhängnisvolle Spruch des Türkens ist erfüllt, und vielleicht gerade durch diese Erfüllung der vernichtende Stoß abgewendet, der meinen Freunde drohte. —

„Nur,“ sprach Ottmar, als Theodor plötzlich schwieg, „nun ist das Alles? Wo bleibt die Auflklärung, wie wurde es mit Ferdinand, mit dem Professor X., mit der holden Sängerin, mit dem russischen Offizier?“ — „Habe ich,“ erwiderte Theodor, „denn nicht vorausgefagt, daß es nur ein Fragment sei, was ich vortragen wollte? Ueberdem dünkt mich, daß die merkwürdige Historie vom rebenden Türkens gerade von Haus aus fragmentarisch angelegt ist. Ich meine, die Fantasie des Lesers oder Hörers soll nur ein paar etwas heftige Stücke erhalten und dann sich selbst beiseitig forschwirren. Willst du, lieber Ottmar, aber durchaus über Ferdinands Schicksal beruhigt seyn, so erinnere dich doch nur an das Gespräch über die Oper, das ich vor einiger Zeit verlos. Es ist derselbe Ferdinand, der dort gesund an Leib und Seele mit freudiger Kampflust in das Feld zieht, der hier, obwohl in einer früheren Periode seines Lebens aufgetreten. Alles muß daher wohl mit der somnambulischen Liebschaft sehr gut abgegangen seyn.“

„Ach nun,“ nähm Ottmar das Wort, „ist noch hinzuzufügen, daß unser Theodor sich chemals sehr wohl darin gefest in allerlei wunderbaren, ja tollen Geschichten mit aller möglichen Kraft die Fantasie anzuregen und dann plötzlich abzubrechen. So wenig er selbst daran denkt, wird ihn jeder wenigstens einer unartigen Mystifikation anklagen müssen. — Aber es gab eine Zeit, wo sein ganzes Thun und Treiben fragmentarisch erschien. Er las damals nur zweite Theile, ohne sich um den ersten und legten zu beklummern, sah im Schauspiel zweite und dritte Akte u. s. f.“

„Und diese Neigung,“ sprach Theodor, „habe ich wohl noch. Nichts ist mir mehr zuwider als wenn in einer Erzählung, in einem Roman, der Boten auf dem sich die fantastische Welt bewegt hat, zuletzt mit dem historischen Wesen so rein gekreuzt wird, daß auch kein Körnchen, kein Staubchen bleibt, wenn man so ganz abgesunken nach Hause geht, daß man gar keine Seh-

sucht empfindet, noch einmal hinter die Gardinen zu gucken. Dagegen dringt manches Fragment einer geistreichen Erzählung tief in meine Seele, und verschafft mir, da nun die Fantasie die eignen Schwingen regt, einen langen dauernden Genuss. Wem ist es nicht so gegangen mit Göthe's nußbraunen Mädchen! Vor allen hat auf mich aber das Göthische Fragment jenes allerliebsten Mädchens von der kleinen Frau, die der Reisende im Kästchen mit sich führt, einen unbeschreiblichen Zauber geübt.“

„Genug,“ unterbrach Rothar den Freund, „wir erfahren nichts mehr von dem rebenden Türkens, und eigentlich war auch die Geschichte gewissermaßen ganz aus. Darum soll nun aber unser Ottmar ohne weiteres zu Worte kommen.“

Ottmar zog sein Manuskript hervor, und las:

Doge und Dogaresse.

Mit diesem Namen war in dem Catalog der Kunstsarbeiten, die die Akademie der Künste zu Berlin im September 1816 ausschüttete, ein Bild bezeichnet, das der wacke tüchtige C. Kolbe, Mitglied der Akademie, gemalt hatte, und das mit besonderem Zauber jeden anzog, so daß der Platz davor selten leer blieb. Ein Doge in reichen prächtigen Kleidern schreitet, die eben so reich geschmückte Dogaresse an der Seite, auf einer Basalinde hervor, er ein Greis mit grauem Bart, sonderbar gemischte Züge, die bald auf Kraft bald auf Schwäche, bald auf Stolz und Nebermuth, bald auf Gutmuthigkeit deuten, im braunrothen Gesicht; sie ein junges Weib, sehnfuchtsige Trauer, träumerisches Verlangen im Blick, in der ganzen Haltung. Hinter ihnen eine ältere Frau und ein Mann, der einen aufgespannten Sonnenschirm hält. Seitwärts an der Basalinde steht ein junger Mensch in ein muschelförmiges gewundenes Horn, und vor derselben im Meer liegt eine reich verzückte mit der venetianischen Flagge geschmückte Galeone, auf der zwei Ruderer beständig. Im Hintergrunde breitet sich das mit hundert und aber hundert Segeln bedeckte Meer aus, und man erblickt die Thäume und Paläste des prächtigen Benedig, das aus den Fluten emporsteigt. Links unterscheidet man San Marco, rechts mehr im Vorgrunde San Giorgio Maggiore. In dem goldenen Rahmen des Bildes sind die Worte eingeschnitten:

Ah senza amare
Andare sul mare
Col sposo del mare
Non puo consolare.

Ach! gebricht der Liebe Leben,
Kann auf bohem Meer zu schweben
Mit dem Gatten selbst des Meeres
Doch nicht Trost dem Herzen geben.

Bor diesem Bilde entstand eines Tages ein unnüher Streit darüber, ob der Künstler durch das Bild nur ein Bild, das heißt, die durch die Verse hinlänglich angedeutete augenblickliche Situation eines alten abgelebten Mannes, der mit aller Pracht und Herrlichkeit nicht die Wünsche eines sehnfuchtsvollen Herzens zu befriedigen vermug, oder eine wirkliche geschichtliche Begebenheit habe darstellen wollen. Des Geschwätzes müde verließ einer nach dem andern den Platz, so daß zuletzt nur noch zwei der edlen Malerkunst gar hohe Freunde übrig blieben. „Ich weiß nicht, sing der eine an, wie man sich selbst allen Genuss verbergen mag mit dem ewigen Deuteln und Deuteln. Außerdem, daß ich ja genau zu ahnen glaube, was es mit diesem Dogen, mit

dieser Dogaresca für eine Bewandtniß hat im Leben, so ergreift mich auch auf ganz besondere Weise der Schimmer des Reichthums und der Macht, der über das Ganze verbreitet ist. Sieh' diese Flagge mit dem gespalteten Löwen, wie sie der Welt gebietet in den Lüften flattert — O herrliches Venedig!" Er sang an Turandots Räthsel von dem adriatischen Löwen herzusagen: Dimmi, qual sia quella terribil sera, etc. Kaum hatte er geendet, als eine wohltonende Männerstimme mit Calaf's Auflöhung einsiel: Tu quadrupede sera, etc. Von den Freunden unbemerkt hatte sich hinter ihnen ein Mann hingestellt von hohem edlem Ansehen, den grauen Mantel materisch über die Schulter geworfen, das Bild mit funkelnden Augen betrachtend. — Man geriet ins Gespräch, und der Fremde sagte mit beinahe feierlichem Tone: „Es ist ein eigenes Geheimniß, daß in dem Geheimth des Künstlers oft ein Bild aufgeht, dessen Gestalten, zuvor unkenntbar Körperlose im leeren Raum treibende Nebel, eben in dem Gemüthe des Künstlers erst sich zum Leben zu formen, und ihre Heimat zu finden scheinen. Und plötzlich verknüpft sich das Bild mit der Vergangenheit oder auch wohl mit der Zukunft, und stelle nur dar, was wirklich geschah oder geschehen wird. Kolle mag vielleicht selbst noch nicht wissen, daß er auf dem Bilde dort niemanden anders darstellte, als den Dogen Marino Falieri und seine Gattin Annunziata.“ — Der Fremde schwieg, aber beide Freunde drangen in ihn, dies Räthsel ihnen so zu lösen, wie das Räthsel vom adriatischen Löwen. Da sprach er: „Habt ihr Geduld, ihr neugierigen Herrn, so will ich Euch auf der Stelle mit Falieris Geschichte die Erklärung des Bildes geben. Aber habt ihr auch Geduld! Ich werde sehr umständlich seyn, denn anders mag ich nicht von Dingen reden, die mir so lebendig vor Augen stehen, als habe ich sie selbst erschaut. Das kann auch wohl der Fall seyn, denn jeder Historiker, wie ich nun einmal einer bin, ist ja eine Art redendes Gespenst aus der Vorzeit.“

Die Freunde traten mit dem Fremden in ein entferntes Zimmer, wo er ohne weitere Vorrede in folgender Art begann:

Vor gar langer Zeit, und, irre ich nicht, so war's im Monat August des Jahres Einthalund dreihundert und vier und fünfzig, als der tapfere genuessische Feldherr, Paganino Doria geheissen, die Venetianer auf's Haupt geschlagen und ihre Stadt Parenzo erstürmt hatte. Im Golf, dicht vor Venedig, kreuzten nun seine wohlbezeichneten Galeeren hin und her wie hungrige Raubthiere, die in unruhiger Gier auf- und niederrennen, spähend, wo die Beute am sichersten zu hafchen; und Todesschrecken erfaute Volk und Signorie. Alle Mannschaft, jeder, der nur vermochte die Arme zu rühren, griff zur Waffe oder zum Ruder. In dem Hafen von St. Nicolo sammelte man die Häfen, Schiffe, Bäume wurden versetzt, Kette an Ketten geschlossen, um dem Feinde den Eingang zu sperren. Während hier in wildem Getümmel die Waffen klirrten, die Lasten in das schäumende Meer niedergedonnert, sahe man auf dem Rialto die Agenten der Signorie, wie sie den kalten Schweiß sich von den bleichen Stirn wegtröcknend, mit verstortem Gesichte, mit heiserer Stimme Prozente über Prozente boten für baares Gold; denn auch daran mangelte es der bedrohten Republik. In dem unverschämlichen Räthschlusß der ewigen Macht lag es aber, daß gerade in dieser Zeit der höchsten Kümmerniß und Noth der bedrängten Heerde der treue Hirte entzissen werden sollte. Gang erdrückt von der Last des Ungemachs starb der Dogen Andrea Dandolo, den das Volk sein liebes Gräfchen (il caro contino) nannte, weil er immer fromm und freundlich war, und niemals über den Marcusplatz schritt, ohne für jeden des Gelbes oder des guten Raths

Bedürftigen, für diesen Trost im Munde, für jeden Schinzen in der Tasche zu führen. Wie es denn nun geschieht, daß den vom Unglück Entmutheten jeder Schlag, sonst kaum gefühlt, doppelt schmerzlich trifft, so war denn auch das Volk, als die Glocken von San Marco in dumpfen schauerlichen Klängen den Tod des Herzogs verkündeten, ganz außer sich vor Jammer und Betrübnis. Nun sey ihre Stütze, ihre Hoffnung dahin, nun müßten sie die Nacken beugen dem genuesischen Joch, so schrien sie laut, unerachtet was die eben notthöhe chirurgischen Operationen beträff, der Verlust des Dandolo eben nicht so verderblich schien. Das gute Gräfchen lebte gern in Ruhe und Frieden, es verfolgte lieber den wunderbaren Gang der Geschichte, als die räthselhaften Verschlingungen der Staatsklugheit, es verstand sich besser darauf, am heiligen Osterfeste die Prozession zu ordnen, als ein Kriegsheer zu führen. Nun kam es darauf an, einen Dogen zu wählen, der, gleich begabt mit mutigem Feldherrensin und tüchtiger Staatsklugheit das in seinen Grundfesten erschütterte Venedig rette von der bedrohlichen Gewalt des immer kühnern Feindes. Die Senatoren versammelten sich, aber da sahe man nichts als trübe Gesichter, starre Blicke, zu Boden gesenkte in die Hand gefügte Hauer. Wo einen Mann finden, der jetzt mit kräftiger Hand das lose Steuer zu ergreifen und richtig zu lenken vermag? Der älteste Rath, Marino Bodori geheißen, erhob endlich seine Stimme. „Hier um uns, unter uns,“ so sprach er, „werdet Ihr ihn nicht finden; aber richtet Eure Blicke nach Avignon, auf Marino Falieri, den wir hinsichtlich, um dem Papste Innozenz Glück zu wünschen zu seiner Erhebung, der kana jetzt was Besseres kann, der vermag es, wählen wir es zum Dogen, allem Ungemach zu steuern. Ihr werdet einwenden, daß dieser Marino Falieri schon an die achtzig Jahre alt ist, daß Haupthaar und Bart reines Silber geworden, daß sein mutneres Ansehen, sein brennendes Auge, das Silburoth auf Nase und Wangen, wie Berlkämper wollen, mehr dem guten Opernwein als innerer Kraft zuzuschreiben ist; aber achtet das nicht. Erinnert Euch, welche glänzende Tapferkeit dieser Marino Falieri als Proveditor der Flotte auf dem schwarzen Meere zeigte, bedenkt, welche Verdienste es seyn mußten, die die Prokuratoren von San Marco bewegen konnten, diesen Falieri mit der reichen Grafschaft Baldemarino zu belohnen!“ — So strich Bodori Falieris Verdienste wacker heraus, und wußte jedem Einband im Vorraus zu begegnen, bis endlich alle Stimmen sich zu Falieri Wählten. Manches sprach zwar noch viel von Falieris aufbrausendem Born, von seiner Herrschaft, seinem Eigentwillen, aber da hieß es: Gern deshalb, weil das Alles von dem Geiste gerathen, wählen wir den Greis und nicht den Jungling Falieri. Drei der tadelnde Stimmen verhallten nun auch vollends, als das Volk die Wahl des neuen Dogen erfuhr und ausbrach in ungemeinen ausgelassenen Jubel. Weiß man nicht, daß in solch gesetzvoller Zeit, in solcher Unruhe und Spannung jeder Entschluß, ist es nun wirklich einer, wie eine Eingebung des Himmels erscheint? — So geschah es, daß das gute Gräfchen mit aller seiner Kommingheit und Milde ein vergessen war, und das Feder rief: Beim heiligen Marcus, dieser Marino hätte längst unser Dogen seyn sollen, und der übermuthige Doria saße uns nicht in den Rippen! — Und verkrüppelte Soldaten streckten mühsam die lahmen Arme hoch aus in die Lüfte, und schreien: Das ist der Falieri, der den Morbasjan schlug — der tapfere Heerführer, dessen siegreiche Flaggen im schwarzen Meere wehten. Und wo das Volk zusammenstand, erzählte einer von des alten Falieri Heidenthanen, und, als sei Doria schon geschlagen, erhalten die Lüfte von wildem Jubelgeschrei. Hiezu kaim, daß Nicolo Pisani, der

mag der Himmel wissen warum, statt dem Doria zu begegnen mit der Flotte, ruhig nach Sardinien gefezelt war, endlich zurückkehrte. Doria verließ den Golf, und was die Annäherung der Flotte des Pisani verursachte, wurde dem furchtbaren Namen: Marino Falieri zugeschrieben. Da ergriß Volk und Signorie eine Art fantastischen Verzückung über die glückliche Wahl, und man beschloß, damit das Außerordentliche geschehe, den neuernwählten Dogen wie den Himmelsboten, der Ehre, Sieg, die Fülle des Reichthums bringt, zu empfangen. Zwölf Edle, jeder von zahlreicher glänzender Dienerschaft umgeben, hatte die Signorie bis nach Verona geschickt, wo die Gefandten der Republik dem Falieri, so wie er angekommen, nochmals seine Erhebung zum Oberhaupt des Staats feierlich ankündeten. Fünfzehn reich verzierte Staatsbarken, vom Podesta von Chioggia unter den Befehlen seines eignen Sohnes Taddeo Giustiniani ausgerüstet, nahmen darauf in Chioggia den Dogen mit seinem Gefolge auf, der nun wie im Triumphzuge des mächtigsten siegreichsten Monarchen nach St. Clemens ging, wo ihn der Bucentoro erwartete.

Gerade in diesem Augenblick, als nämlich Marino Falieri den Bucentoro zu beseitigen im Begriff stand, und das war am dritten October Abends, da schon die Sonne zu sinken begann, lag vor den Säulen der Dogana, auf dem harten Marmorplaster ausgestreckt, ein armer unglücklicher Mensch. Einige Lumpen gestreifter Einwand, deren Farbe nicht mehr kenntlich, und die sonst einem Schiffkleide, wie das gemeinste Volk der Lazträger und Ruderknachte es trägt, angehört zu haben schienen, hingen um den abgemagerten Körper. Von Hemde war nichts mehr zu sehen, als die eigne Haut des Armen, die überall durchblieke, aber so weiß und zart war, daß sie der Edelsten einer ohne Scham und Scham hätte tragen können. So zeigte auch die Magerkeit nur desto besser das reinste Gemmäsch der wohlgebauten Glieder, und betrachtete man nun vollends die hell-kastanienbraunen Füßen, die gerauft und verworren die schaute Stirn umschatteten, die blauen nur von trostlosem Elend verbläßten Augen, die Absternate, den seingesetzten Mund des Unglücklichen, der höchstens zwanzig Jahre zu zählen schien, so war es gewiß, daß irgend ein feindseliges Schicksal den Fremdling von guter Geburt in die unterste Gasse des Volks geschleudert haben mußte.

Wie gesagt, vor den Säulen der Dogana lag der Jungling, und starke, den Kopf auf den rechten Arm gestützt, mit stierem gedankenlosen Blick ohne Regung und Bewegung hinein in das Meer. Man hätte denken sollen, das Leben sey von ihm gewichen, der Todesschlag habe ihn zur Bildsäule versteinert, hätte er nicht dann und wann tief wie im unsäglichen Schmerz aufgesuszt. Das war dann nun wohl der Schmerz des linken Arms, den er ausgestreckt hatte auf dem Pflaster, und der mit blutigen Lumpen umwickelt, schwer verwundet zu seyn schien.

Alle Arbeit ruhte, das Gelöse des Gewerbes schwieg, ganz Venedig schwamm in tausend Barken und Gondeln dem hochgepreisen Falieri entgegen. So kam es, daß auch der unglückliche junge Mensch in trostloser Häuflichkeit seines Schmerz verseufzte. Doch eben als sein mattes Haupt hinabsank auf das Pflaster, und er der Ohnmacht nahe schien, rief eine heisere Stimme recht kläglich mehrmals hinter einander: „Antonio — mein lieber Antonio!“ — Antonio erhob sich endlich mühsam mit halbem Leibe, und, indem er den Kopf nach den Säulen der Dogana, hinter denen die Stimme hervorzukommen schien, hinrichtete, sprach er ganz matt und kaum vernehmbar: „Wer ist's, der mich ruft? — Wer kommt, meinen Leichnam ins Meer zu werfen, denn

hald werde ich hier umgekommen seyn!“ — Da leuchte und häufte sich ein kleines steinates Mütterchen am Stabe heran zu dem wunden Jungling, und indem sie neben ihm hinkauerte, brach sie aus in ein wideriges Ricken und Lachen. „Thörigtes Kind,“ so ließelte dann die Alte, „willst hier umkommen, willst hier sterben, weil das goldne Glück Dir aufgeht? — Schau nur hin, schau nur hin dort im Abend die lodernen Flammen, das sind Bechinen für Dich. — Aber Du mußt essen, lieber Antonio, essen und trinken; denn der Hunger nur ist es, der Dich zu Boden geworfen hat, hier auf dem kalten Pflaster! — Der Arm ist schon heil, schon wieder heil!“ — Antonio erkannte in dem alten Mütterchen das seltsame Bettelweib, das auf den Stufen der Franziskanerkirche die Andächtigen, immer lächernd und lachend, um Almosen anzusprechen pflegte, und der er manchmal, von innern unerklärlichem Hange getrieben, einen sauer verdienten Quattrino, den er selbst nicht übrig, hingeworfen. „Läß mich in Ruhe,“ sprach er, „altes wahninniges Weib, wohl ist es der Hunger mehr als die Wunde, der mich kraftlos und elend macht, seit drei Tagen habe ich keinen Quattrino verdient. Hünäber wollte ich nach dem Kloster, und sehen ein Paar Löffel Krankensuppe zu erhaschen, aber alle Kameraden sind fort — keiner der mich aus Warmherzigkeit aufnimmt in die Barke, und da bin ich hier umgesunken, und werde wohl niemals wieder auftauchen.“ — „Hi hi hi hi,“ lachte die Alte, „warum gleich verzweifeln, warum gleich verzagen? Du bist durstig, Du bist hungrig, dafür habe ich Rath. Hier sind schöne gebörzte Fischlein, erst heute auf der Secca eingekauft, hier ist Limoniensaft, hier ein artig weißes Bröcklein; ih mein Söhnlein, ih und trinke, mein Söhnlein! dann wollen wir nach dem wunden Arm schauen.“ — Die Alte hatte in der That aus dem Sack, der ihr wie eine Kapuze auf dem Rücken hing, und hoch hinzürragte über das gebückte Haupt, Fische, Brod und Limoniensaft hervorgeholt. So wie Antonio nur die brennenden verschrumpften Lippen geneigt hatte mit dem kühlen Getränke, erwachte der Hunger mit doppelter Gewalt, und er verschlang gierig Fische und Brod. Die Alte war indessen darüber her, ihm die Lumpen von dem wunden Arm abzuwickeln, und da fand es sich denn, daß der Arm zwar hart zerstüppelt, die Wunde aber schon in voller Heilung war. Indem nun die Alte eine Salbe, die in einem kleinen Büchsen befindlich, und die sie mit dem Hauch des Mundes erwärmt, darauf strich, fragte sie: „Aber wer hat dich denn so arg geschlagen, mein armes Söhnlein?“ Antonio ganz erquickt von neuem Lebensfeuer durchglüht, hatte sich ganz ausgerichtet, mit blühenden Augen die geballte Rechte erhoben, rief er: „Ha! — Nicolo, der Spitzbube, wollte mich schlagen, weil er mich um jeden elenden Quattrino besiebert, den mir eine wohlthätige Hand zuwirft! Du weißt, Alte, daß ich mühsam mein Leben dadurch erhielt, daß ich die Lasten aus den Schiffen und Barken in das Kaufhaus der Deutschen, in den sogenannten Fontego (Du kennst es ja wohl das Gebäude), schleppte half.“ — So wie Antonio das Wort „Fontego“ aussprach, lachte und lachte die Alte recht abscheulich auf, und plapperte immer fort: „Fontego — Fontego — Fontego.“ — „Läß Dein tolles Lachen, Alte, wenn ich erzählen soll,“ rief Antonio erzürnt; da wurde die Alte gleich still, und Antonio fuhr fort: „Nun hatte ich einige Quattrino's verdient, mir ein neues Wams gekauft, sahe ganz stattlich aus, und kam in die Zahl der Gondoliers. Weil ich immer frohen Muthes war, wacker arbeitete, und manches schönes Lied wußte, verdiente ich manchen Quattrino mehr als die Andern. Aber da erwachte der Reid unter den Kameraden. Sie verschwärzten mich

bei meinem Herrn, der mich fortjagte; überall, wo ich ging, und stand, riefen sie mir nach: „deutscher Hund! verfluchter Kehler!“ und vor drei Tagen, als ich bei San Sebastian eine Barkle ans Land rollen hoff, überfielen sie mich mit Steinwürfen und Prügeln. Wacker wehrte ich mich meiner Haut; aber da traf mich der rückische Nicolo mit einem Ruderhieb, der mein Haupt streifend, und den Arm schwer verleidend, mich zu Boden warf. — Nun, Du hoff mich satt gemacht, Alte, und in der That fühlte ich, daß Deine Salbe meinem wunden Arm auf wunderbare Weise wohl thut. Sieh nur, wie ich den Arm schon zu schwingen vermag — nun will ich wieder tapfer ründern!“ Antonio war vom Boden aufgestanden, und schwang den wunden Arm kräftig hin und her; aber die Alte lichtete und lachte wieder laut auf, und rief, indem sie ganz wunderlich wie in kurzen Sprüngen tanzend hin und her trippelte: „Söhnelein, Söhnelein, mein Söhnelein, rubere tapfer — tapfer — er kommt — er kommt, das Gold glüht in lichten Flammen, rubere tapfer, tapfer! — aber nur noch einmal, nur noch einmal! — dann nicht wieder!“

Antonio achtete nicht auf der Alten Beginnen; denn vor ihm hatte sich das allerherrlichste Schauspiel aufzutun. Von San Clemens her schwamm der Bucentoro, den adriatischen Löwen in der flatternden Flagge, mit tönenem Ruderhieb dagegen, wie ein kräftig beschwingter goldner Schwan. Umringt von tausend Barken und Gondeln schien er, sein fürstlich kühnes Haupt erhoben, zu gebieten über ein jubelndes Heer, das mit glänzenden Hähnern aufgetaut war aus dem tiefen Meeresgrund. Die Abensonne warf ihre glühenden Strahlen über das Meer, über Benedicto hin, so daß Alles in lodrunden Flammen stand; aber wie Antonio in Vergessenheit alles Kummers ganz entzückt hinschaute, wurde der Schein immer blutiger und blutiger. Ein dumpfes Gausen ging durch die Lüfte, und wie ein furchtbare Schall hallte es wieder aus der Tiefe des Meeres. Der Sturm kam daher gefahren auf schwarzen Wolken, und hüllte Alles in diese Finsternis ein, während aus dem brausenden Meere höher und höher die Wellen wie zischende, schäumende Ungeheuer emporstiegen, und Alles zu verschlingen drohten. Gleich zerstürmten Gefieder sahe man Gondeln und Barken hier und dort auf dem Meere treiben. Der Bucentoro, mit seinem flachen Boden unfähig den Sturm zu widerstehen, schwankte hin und her. Statt des fröhlichen Jubels der Zinken und Trompeten hörte man durch den Sturm das Angstgeschrei der Bedrängten.

Erstarrt schaute Antonio hin, dicht vor ihm rasselte es wie mit Ketten; er schaute hinab, ein kleiner Kahn, der an die Mauer angeleitet wurde, von den Wellen geschaukelt, da fiel es wie ein Blitzeinschlag in seine Seele. Er sprang in den Kahn, machte ihn frei, ergriff das Ruder, das er darin fand, und stach kühn und mutvoll hinaus in die See geradezu auf den Bucentoro. Je näher er kam, desto deutlicher vernahm er das Höllgeschrei auf dem Bucentoro; „Hinan! — hinan! — rettet den Doge! rettet den Doge!“ — Es ist bekannt, daß kleine Fischerkähne im Golf, wenn er stürmt, gerade sicherer sind, und besser zu handhaben als größere Barken, und so kam es denn, daß dergleichen von allen Seiten herbeieilten, um das theure Haupt des würtigen Marino Falieri zu retten. Aber im Leben geschieht es ja immer daß die ewige Macht nur Einem das tüchtige Gelungen einer kühnen That als sein Eigen zugestellt hat, so daß alle Andere sich ganz vergebens darum bemühen. So war es diesmal der arme Antonio, dem die Rettung des neuwählten Doge zugeschrieben war, und deshalb gelang es ihm ganz allein, sich mit seinem kleinen geringen Fischerkahn

glücklich hinanzuarbeiten an den Bucentoro. Der alte Marino Falieri, mit solcher Gefahr vertraut, stieg, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, rüstig heraus aus dem prächtigen, aber verrätherischen Bucentoro und hinein in den kleinen Kahn des armen Antonio, der ihn über die brausenden Wellen leicht weggleitend wie ein Delphin in wenigen Minuten hinübertruderte nach dem Platze des heiligen Marcus. Mit durchnähten Kleidern, großen Meerestropfen im grauen Bart, führte man den Alten in die Kirche, wo der Adel mit verbleichten Gesichtern die Ceremonien des Einzuges beendete. Das Volk eben, so wie die Signorie, bestürzt über die Unfälle des Einzuges, zu denen es auch rechnete, daß der Doge in der Eis und Verwirrung durch die zwei Signori geführt werden, wo gewöhnliche Misschäfer hingerichtet zu werden pflegen, verstummte mitten im Jubel, und so endete der festlich begonnene Tag traurig und düster.

An den Retter des Doge schien niemand zu denken, und Antonio selbst dachte nicht daran, sondern lag todmüde, halb ohnmächtig von Schmerz, den ihm die neu aufgeregte Wunde verursachte, in dem Säulengang des herzoglichen Palastes. Desto verwunderlicher war es ihm, als da einmache die Nacht eingebrochen, ein herzoglicher Trabant ihn bei den Schultern packte, und mit den Worten: „Komm, guter Freund! in den Palastkum in die Zimmer des Doge hineinschließe. Die Alte kam ihn freundlich entgegen, und sprach, indem er auf ein Vorbeutel wies, die auf dem Tische lagen: „Du hast Dich wacker gehalten, mein guter Sohn, hier! — nimm bloß dreitausend Beckinen; willst Du mehr, so fordere, da erzeige mir den Gefallen, und los! Dich nie mehr vor meinem Angesichte sehen.“ Bei den letzten Worten blitzen Funken aus den Augen des Alten, und die Nasenrotz röthete sich höher. Antonio wußte nicht, was der Alte wollte, ließ sich das auch nicht zu Herzen gehn, sondern lastete mit Mühe die Beutel auf, die er mit Fug und Recht verdient zu haben glaubte.

Leuchtend im Glanz der neuverlangten Herrschaft, fuhren Morgens der alte Falieri aus den hohen Bogenfenstern des Palastes hinab auf das Volk, das sich unter ihm in allerlei Waffenübungen lustig tummellte. Da trat Bodoeri, seit den Junglingsjahren in unverdolbarem Freundschaft mit dem Dogen fest verkelet, in's Gemach, und als nun dieser ganz verzunken in sich und seine Würde ihn gar nicht zu bemerken schien, schlug er die Hände zusammen, und rief laut lachend aus: „Gi, Falieri, welche erhobene Gedanken mögen brüten und gedenken in Deinem Kopfe seit dem Augenblick, daß die krumme Müze darauf sitzt?“ — Falieri wie aus einem Traum erwachend, kam dem Alten mit erzwungener Freudigkeit entgegen. Er wußte, daß er doch eigentlich Bodoeri war, dem er die Müze zu verdanken, und jene Rede schien ihn daran zu mahnen. Da nun aber jede Verpflichtung sein stolzes herrschaftiges Gemüth wie eine Last drückte, und er den äußersten Rath, den bewährten Freund nicht absertigen konnte, wie den armen Antonio, so zwang er sich einige Worte des Dankes ab, und ging dann gleich an, von den Maßregeln zu sprechen, die jetzt den überall sich reagenden Feinden entgegengestellt werden müßten. „Das,“ fußt ihm Bodoeri mit schlauem Lächeln in die Nobe, „das und alles Neubrige, was sonst noch der Staat von Dir fordert, wollen wir nach ein paar Stunden im verlängerten großen Rath reichlich erwägen und überlegen. Nicht darum bin ich so früh gekommen, um mit Dir die Mittel aufzufinden, wie man den Leuten Dein geschlägt, oder wie man den ungarischen Ludwig, dem es wieder nach unsren dalmatinischen Seestädten gelingt, zur Vernunft bringt. Nein, Marino, nur an Dich selbst

babe ich gedacht, und zwar, was Du vielleicht nicht raten würdest, an Deine Vermählung." „Wie konntest Du," erwiederte der Doge, indem er ganz verdriestlich aussandt, und dem Bodocri den Rücken gewendet, hinausschauete durch das Fenster, — wie konntest Du nur daran denken. Noch lange ist's hin bis zum Himmelfahrtstage. Dann, hoff ich, soll der Feind geschlagen, Sieg, Ehre, neuer Reichthum, glänzendere Macht dem meergeborenen adriatischen Löwen erworben seyn. Die keusche Braut soll den Bräutigam ihrer würdig finden." „Ach," fiel ihm Bodocri ungebührig in die Rede, „Du sprichst von der seltsamen Feierlichkeit am Himmelfahrtstage, wenn Du den goldenen Ring vom Bucentore binab schleudernd in die Wellen, Dich zu vermählen gedenkt mit dem adriatischen Meer. Du, Marino, Du, dem Meer Verwandter, kennst Du denn keine andre Braut, als das kalte, feuchte, verätherische Element, dem Du zu gebieten wünsst, und das erst gesiegt gar bedrohlich sich gegen Dich aufstiehst? — Gi, wie magst Du liegen wollen in den Armen einer solchen Braut, die ein eigen sinzig tolles Ding, gleich, als Du auf dem Bucentore dahergleitend ihr nur die bläulich gestornten Wangen streichtest, zante und tobte. Reicht denn ein ganzer Besitz voll Gluth dazu hin, den eifigen Busen eines falschen Weibes zu erwärmen, die in steter Treulosigkeit immer und immer sich neu vermählend die Ringe nicht empfängt als theures Liebespfand, sondern hinabreicht den Tribut der Selaven? Nein, Marino, ich gedachte, daß Du Dich vermaßt sollest mit dem schönsten Edelkinde, das nur zu finden." „Du faselst," murmelte Falieri, ohne sich vom Fenster wegzudrehen, „Du faselst, Alter. Ich, ein achtzigjähriger Greis, belastet mit Mühe und Arbeit, niemals verheirathet gewesen, kaum mehr fähig zu lieben." „Halt ein," rief Bodocri, „lässtere Dich nicht selbst. — Streckt nicht der Winter, so rauh und kalt er auch seyn mag, doch nicht zuletzt voll Sehnsucht die Arme aus nach der holden Göttin, die ihm entgegenzicht von lauen Westwinden getragen? — Und wenn er sie dann an den erstaunten Busen drückt, wenn sanfte Gluth seine Adern durchzimmt, wo bleibt da Eis und Schnee? Du sagst. Du seyst an die achtzig Jahre alt, das ist wahr; aber berechnest Du das Greisthum denn blos nach den Jahren? — Trägst Du Dein Haupt nicht so aufrecht, gehst Du nicht mit solchem festen Schritt einher, wie vor vierzig Sommern? — Den fühlst Du vielleicht doch, daß Deine Kraft abgenommen, daß Du ein geringeres Schwert tragen mußt, daß Du im raschen Gange ermattest, daß Du die Treppen des herzoglichen Palastes hinaufschleichst?" „Nein, beim Himmel!" unterbrach Falieri den Freund, indem er mit rascher, heftiger Bewegung vom Fenster weg, und auf ihn zutrat, „nein, beim Himmel! von dem Allen späre ich nichts." „Nun dann," fuhr Bodocri fort, „so genieße als Greis mit allen Sätzen alles Erbenglück, was Dir noch zugeschaut. Erhebe das Weib, das ich für Dich wählte, zur Dogaresca, und die Frauen von Venezia werden, was Schönheit und Tugend betrifft, so gut in ihr die Erste anerkennen müssen, als die Venetianer in Dir ihr Oberhaupt an Tapferkeit, Geist und Kraft." Bodocri sang nun an, das Bild eines Weibes zu entwerfen und wußte die Farben so geschickt zu mischen und so lebendig aufzutragen, daß des alten Falieri Augen blühten, daß er im ganzen Gesicht röther und röther wurde, daß die Lippen sich spießen und schmaßen, als genöß er ein Gläckstein feurigen Thraufusen nach dem andern. „Gi," sprach er endlich schmunzelnd, „ei was ist denn das für ein Ausbund von Liebreiz, von dem Du sprichst?" „Kein anderes Weib," erwiederte Bodocri, „Kein anderes Weib meine ich, als mein liebes Richtchen." „Was," fiel ihm Falieri in die Rede,

„Deine Richt? Die wurde ja, als ich Podesta von Treviso war, an Bertuccio Renolo verheirathet?" „Gi," sprach Bodocri weiter, „Du denkt an meine Richte Franzeska, und deren Tochterlein ist es, die ich Dir zugeschaut. Du weißt, daß den wilden barischen Renolo der Krieg ins Meer verlockte. Franzeska voller Gram und Schmerz begrub sich in ein römisches Kloster; so ließ ich die kleine Annunziata erziehen in tiefer Einsamkeit auf meiner Villa in Treviso." „Was," unterbrach Falieri den Alten voller Ungeduld aufs Neue, „was, die Tochter Deiner Richte soll ich zu meiner Gemahlin erheben? — Wie lange ist's, daß Renolo sich vermaßte? Annunziata muß ein Kind seyn von höchstens zehn Jahren. Als ich Podesta von Treviso wurde, war an Renolo's Vermählung noch nicht zu denken, und das sind — „Fünf und zwanzig Jahre her," fiel Bodocri ihm lachend in die Rede; „ei wie magst Du Dich so verrechnen in der Zeit, die Dir schnell vergangen. Annunziata ist ein Mädchen von neunzehn Jahren, schön wie die Sonne, sitzam, demuthig, in der Liebe unerschrocken, denn sie sah kaum einen Mann. Sie wird Dir anhängen mit kindlicher Liebe und anspruchloser Ergebenheit." „Ich will sie sehen, ich will sie sehen," rief der Doge, dem das Bild, das Bodocri von der schönen Annunziata entwarf, wieder vor Augen kam. Sein Wunsch wurde selbigen Tages erfüllt; denn kaum als er aus dem großen Rath in seine Gemächer zurückgekehrt war, führte ihm der schlaue Bodocri, der mancherlei Ursache haben mochte seine Richte als Dogaresca an Falieri's Seite zu sehen, die hohe Annunziata ganz heimlich zu. Als nun der alte Falieri das Engelskind erblickte, war er ganz bestürzt über das Wunder von Schönheit, und vermochte kaum, verständliche Worte stammelnd, um sie zu werben. Annunziata, wohl von Bodocri schon unterricht, sank, hohe Röthe auf den Wangen, nieder vor dem fürstlichen Greise. Sie ergriff seine Hand, die sie an die Lippen drückte, und lispelte leise: „O Herr, wollt Ihr mich denn würdigen Euch zur Seite den fürrstlichen Thron zu bestiegen? — Nun so will ich Euch aus dem Grunde meiner Seele verehren und Eure treue Magd seyn bis zum letzten Athemzuge." Der alte Falieri war außer sich vor Wonne und Entzücken. Als Annunziata seine Hand ergriff, fühlte er es durch alle Glieder zucken, und dann begann er dermaßen mit dem Kopfe, mit dem ganzen Leibe zu wackeln und zu zittern, daß er nur ganz geschwind in den großen Lehnsstuhl sehen mußte. Es schien als solle Bodocri's gute Meinung von dem kräftigen Alter der achtzig Jahre widerlegt werden. Der konnte freilich ein seltsames Bächlein, das um seine Lippen zuckte, nicht unterdrücken; die unschuldige, unbefangene Annunziata bemerkte nichts, und sonst war zum Glück niemand zugegen. — Mocht' es seyn, daß der alte Falieri, doch er daran sich dem Volk als Bräutigam eines neunzehnjährigen Mädchens zu zeigen, das Unbequeme dieser Lage fühlte, daß sogar eine Abnung in ihm sich regte, daß man die zum Spott geneigten Venezianer dazu eben nicht aufzweien durfe, und daß es besser seyn, den kritischen Zeitpunkt des Bräutigamsstandes ganz zu verschweigen, genug mit Bodocri's Übereinstimmung wurde beschlossen, daß die Trauung in der größten Heimlichkeit vollzogen, und dann einige Tage darauf die Dogaresca als mit Falieri längst vermaßt und als sey sie eben aus Treviso angekommen, wo sie sich während Falieri's Sendung nach Vouignon aufgehalten, der Signorie und dem Volk vorgestellt werden sollte.

Nichten wir unsern Blick auf jenen sauber gekleideten, bilden schönen Jungling, der den Beutel mit Zeichinen in der Hand, den Rialto auf und ab geht, mit Juden, Türken, Armeniern, Griechen spricht, die verdüsterte Stürm wieder abwendet, weiter schreitet, stehen bleibt,

wieder umkehrt und endlich sich nach dem Marcusplatz gondeln läßt, wo er mit ungewissem zaudernden Schritt, die Arme übereinander geschlagen, den Blick zur Erde gesenkt, auf und abwandelt, und nicht bemerkt, nicht ahnt, daß manches Flüstern, manches Räuspern aus diesem, jenem Fenster, von diesem, jenem reich behängten Balkon herab, Liebeszeichen sind, die ihm gelten. Wer würde in diesem Jungling so leicht den Antonio erkennen, der noch vor wenigen Tagen zerlumpt, arm und elend auf dem Marmorplaster vor der Dogana lag! „Sohnlein, mein goldenes Söhnlein Antonio, guten Tag! — guten Tag!“ So rief ihm das alte Bettelweib entgegen, die auf den Stufen der Marcuskirche saß und bei der er vorüberschreiten wollte ohne ohne sie zu sehen. So wie er, sich rasch umwendend, die Alte erblickte, griff er in den Beutel und holte eine Hand voll Bechinen heraus, die er ihr zuwerfen wollte. „O las doch Dein Gold siecken!“ Eicherte und lachte die Alte, „was soll ich denn mit Deinem Gold anfangen; bin ich denn nicht reich genug? — Aber wenn Du mir Gutes thun willst, so lasst mir eine neue Kapuze machen, denn die, die ich trage, will nicht mehr halten gegen Wind und Wetter? — Ja, das thue, mein Söhnlein, mein goldnes Söhnlein — aber bleib weg vom Fontego — vom Fontego!“ Antonio starnte der Alten ins bleichgelbe Antlitz, in dem die tiefen Furchen auf seltsame grautliche Weise zuckten, und als sie nun die dünnen Knoschenhände klappernd zusammenschlug, und mit heutender Stimme und widrigem Kichern immer fortpläpperte: bleib weg vom Fontego! Da rief Antonio: „Komm Du denn niemals Dein tolles wahnsmäßiges Treiben lassen, Du — Hexenweib!“ So wie Antonio dies Wort aussprach, kugelte die Alte, wie vom Blitz getroffen, die hohen Marmorfäusten herab. Antonio sprang hinzu, fasste die Alte mit beiden Händen, und verhinderte den schweren Fall. „O, mein Söhnlein!“ sprach jetzt die Alte mit leiser kläglicher Stimme, „was für ein entsetzliches Wort sprachst Du aus! O tödte mich lieber, als daß Du dieses Wort noch einmal wiederholst. — Ach, Du weißt nicht, wie schwer Du mich verlegt hast, mich, die Dich ja so treulich im Herzen trägt — ach Du weißt nicht.“ — Die Alte brach plötzlich ab, verhüllte ihr Haupt mit dem dunkelbraunen Tuchlappen, der ihr wie ein kurzes Mäntelchen um die Schultern hing, und seufzte und wimmerte wie in tausend Schmerzen. Antonio fühlte sich im Innersten auf seltsame Weise bewegt, er fasste die Alte, und trug sie hinauf bis in das Portal der Marcuskirche, wo er sie auf eine Marmorbank, die dort befindlich, hinsetzte. „Du hast mir Gutes gethan, Alte!“ sing er dann an, nachdem er des Weibes Haupt befreit hatte von dem häßlichen Tuchlappen, „Du hast mir Gutes gethan, Dir habe ich eigentlich meinen ganzen Wohlstand zu verdanken, denn standest Du mir nicht bei in der Todesnot, so läge ich längst im Meerestründe, ich rettete nicht den alten Dogen, ich erhielt nicht die wackern Bechinen. Über selbst, hättest Du das auch nicht gethan, so fühlte ich, daß ich doch mit ganz besonderer Reigung Dir anzuhängen müßte mein Lebenlang, unerachtet Du mir wieder mit Deinem wahnsmäßigen Treiben, wenn Du so widerlich licherst und lachst, oft inneres Grauen genug erregst. In der That, Alte, als ich noch mit Laststragen und Rudern mühsam mein Leben fristete, da war mir es ja immer, als müßte ich schärfster arbeiten, nur um Dir ein paar Quattrino's abgeben zu können.“ „O, mein Herzenssöhnlein, mein goldener Tonino!“ rief die Alte, indem sie die verschrumpften Arme hoch empor hob, so daß ihr Stab klappernd auf den Marmor niedersielte und weit fort rollte, „o mein Tonino! ich weiß es ja, daß Du mir, stellst Du Dich auch an, wie Du nur magst, mit ganzer Seele anhängen mußt, denn —

doch still — still — still.“ Die Alte blickte sich müßig herab nach ihrem Stabe; Antonio hob ihn auf und reichte ihn ihr hin. Das spitze Kinn auf den Stab gesetzt, den starren Blick auf den Boden gerichtet, sprach die Alte nun mit zurückgehaltener dumpfer Stimme: „Sage mir, mein Kind! magst Du Dich denn gar nicht der früheren Zeit erinnern, wie es ging, wie es war mit Dir, ehe Du hier, ein armer elender Mensch, kamst Dein Leben fristest kommst?“ Antonio seufzte tief auf, er nahm Platz neben der Alten, und sang dann an: „Ach, Mutter, nur zu gut weiß ich, daß ich von Eltern geboren wurde, die in dem blühendsten Wohlstande lebten; aber, wer sie waren, wie ich von ihnen kam, nicht die leiseste Ahnung davon blieb, und konnte davon in meiner Seele bleiben. Ich erinnere mich sehr gut eines großen schönen Mannes, der mich oft auf den Arm nahm, mich abberzte und mir Zuckerwerk in den Mund steckte. Eben so gedenke ich einer freundlichen blauäugigen Frau, die mich aus- und anzog, mich jeden Abend in ein weiches Bettchen legte, und mir überhaupt Gute that auf jede Weise. Beide sprachen mit mir in einer fremden vollkönigten Sprache, und ich selbst lallte manches Wort in dieser Sprache ihnen nach. Als ich noch wußte, pflegten meine feindlichen Kameraden immer zu sagen, ich müßt meiner Haare, meiner Augen, meines ganzen Körperbaues halber, deutscher Abkunft seyn. Das glaub' ich auch, jene Sprache meiner Väter (der Mann war gewiß mein Vater) war deutsch. Die schärfste Erinnerung jener Zeit ist das Schrechbild einer Nacht, in der ich durch ein entsetzliches Zammergesicht aus diesem Schlaf geweckt wurde. Man rannte im Dunkeln umher, Thüren wurden auf- und zugeschlagen, mir wurde unbeschreiblich bange, laut sing ich an zu weinen. Da stürzte die Frau, die mich pflegte, hinein, riss mich aus dem Bett, verstopfte mir den Mund, wickelte mich in ein Tücher und rannte mit mir von dannen. Seit diesem Augenblicke schweigt meine Erinnerung. Ich finde mich wieder in einem prächtigen Hause, das in der ammuthigsten Gegend lag. Das Bild eines Namens trat hervor, den ich „Vater“ nannte, und der ein stattlicher Herr war, von edlem und dabei gutmütigem Antlitz. Er, so wie alle im Hause, sprachen italienisch. Mehrere Wochen hielte ich den Vater nicht gesehen, da fand ein eines Tages fremde Leute von häßlichem Ansehen, die machten vielen Lärm im Hause, und störten. Als sie mich erblickten, fragten sie, wer ich den sei, und was ich hier im Hause mache? — „Ich bin ja Antonio, der Sohn vom Hause.“ Als ich das erwiderte, lachten sie mir ins Gesicht, rissen mir die guten Kleider vom Leibe und stießen mich zum Hause hinaus, mit der Drohung, daß ich, wage ich es mich wieder zu zeigen, fortgeprügelt werden solle. Laut jammerten ich von dannen. Kaum hundert Schritte vom Hause trat mir ein alter Mann entgegen, in dem ich einen Dienst meines Pflegevaters erkannte. „Komm Antonio!“ rief er, indem er mich bei der Hand fasste, „Komm Antonio, armer Junge! für uns beide ist das Haus dort auf immer verschlossen. Wir müssen nun beide zusehen, wo wir ein Stück Brot finden.“ Der Alte nahm mich mit über. Er war nicht so arm, als er seiner schlechten Erziehung nach zu seyn schien. Kaum angekommen, sah ich wie er die Bechinen aus dem zerrennen Wamms her vorholte, und den ganzen Tag, sich auf dem Markt unterreibend, bald den Unterhändler, bald den Handelsmann selbst mache. Ich mußte immer hinter ihm her seyn, und er pflegte, hatte er den Handel gemacht, noch immer um eine Kleinigkeit für den figliolo zu bitten. Jeder, dem ich recht dreist in die Augen sahe, rißt noch gern einige Quattrino's heraus, die er mit sicherer Behaglichkeit einsteckte, indem er, mir die Wangen strich.

chend, versicherte, er sammle das Alles für mich zum neuen Wamms. Ich befand mich wohl bei dem Alten, den die Leute, ich weiß nicht warum, Bäterchen Blaumas nannten. Doch das dauerte nicht lange. Du erinnerst Dich, Alte, jener Säreckenzeit, als eines Tages die Erde zu bebauen begann, als in den Grundwesten erschüttert Thüre und Paläste wankten, als wir von unzähligen Riesenarmen gezogen die Glocken läuteten. Es sind ja kaum sieben Jahre darüber vergangen. — Glücklich rettete ich mich mit dem Alten aus dem Hause, das hinter uns zusammenstürzte. Alles Geschäft ruhte, auf dem Rialto lag Alles in toter Betäubung. Aber mit diesem entzündlichen Ereigniß kündigte sich nur das herannahende Ungewitter an, das bald seinen giftigen Atem aushauchte über Stadt und Land. Man wußte, daß die Pest aus der Levante zuerst nach Sizilien gedrungen, schon in Toscana wütete. Noch war Venedig davon befreit. Da handelte eines Tages mein Bäterchen Blaumas auf dem Rialto mit einem Armenier. Sie wurden Handels einig und schüttelten sich wacker die Hände. Mein Bäterchen hatte einige gute Waaren dem Armenier abgelaßt um geringen Preis, und forderte nun wie gewöhnlich die Kleinigkeit per il ligliolo. Der Armenier, ein großer starker Mann mit dicken krausen Bart (noch steht er vor mir), schaute mich an mit freundlichem Blick, dann klopfte er mich und drückte mir ein Paar Bechinen in die Hand, die ich hastig einschloß. Wir gondelten nach San Marco. Unterwegs forderte Bäterchen mir die Bechinen ab, und ich weiß selbst nicht, wie ich darauf kam, zu behaupten, daß ich sie mir selbst verwahren müsse, da der Armenier es so gewollt. Der Alte wurde verdächtlich; aber indem er mit mir zankte, bemerkte ich, daß sein Gesicht sich mit einer widerlichen erdbelten Farbe überzog, und daß er allerlei tolles unzusammenhängendes Zeug in seine Reden mischte. Auf dem Platz angelommen, taumelte er hin und her wie ein Betrunkener, bis er dicht vor dem herzoglichen Palast tott niederstürzte. Mit lautem Zammergekreis warf ich mich auf den Leichnam. Das Volk rannte zusammen, aber so wie der furchterliche Ruf: die Pest — die Pest, erscholl, stäubte Alles voll Entzügen auseinander. In dem Augenblick ergriff mich eine dumpe Betäubung; mir schwanden die Sinne. Als ich erwachte, fand ich mich in einem geräumigen Zimmer auf einer geringen Matratze mit einem wollnen Tuche bedeckt. Um mich herum lagen auf ähnlichen Matratzen wohl zwanzig bis dreißig elende bleiche Gestalten. So wie ich später erfuhr, hatten mich mitleidige Mönche, die gerade aus San Marco kamen, da sie Leben in mir veruspüren, in eine Gondel bringen, und nach der Gruftkammer in das Kloster San Giorgio Maggiore, wo die Benediktiner ein Hospital angelegt hatten, schaffen lassen. — Wie vermag ich Dir denn, Alte, diesen Augenblick des Erwachens zu beschreiben! Die Wuth der Krankheit hatte mir alle Erinnerung des Vergangenen sämlich geraubt. Gleich als wäre in die todstarre Bildsäule plötzlich der Lebensfunk gesfahren, gab es für mich nur augenblickliches Daseyn, das sich an nichts knüpfte. Du kannst es Dir denken, Alte! welchen Zittern, welche Trostlosigkeit dieses Leben, nur ein im leeren Raum ohne Halt schwimmendes Bewußtseyn zu nennen, über mich bringen mußt! — Die Mönche konnten mir nur sagen, daß man mich bei Bäterchen Blaumas gefunden, für dessen Sohn ich allgemein gesuchten. Nach und nach sammelten sich zwar meine Gedanken, und ich befann mich auf mein früheres Leben, aber was ich Dir erzählte, Alte, das ist Alles, was ich davon weiß, und das sind doch nur einzelne Bilder ohne Zusammenhang. Ach! dieses trostlose Alleinstehen in der Welt, das läßt mich zu keiner Frohlichkeit kommen, so gut es mir nun auch gehen mag! — „Tonino, mein

lieber Tonino!“ sprach die Alte, „begnügen Dich mit dem, was Dir die helle Gegenwart schenkt.“ — „Schweig, Alte,“ unterbrach sie Antonio, „schweig, noch etwas ist es, was mir mein Leben verkümmert, mich ratslos verfolgt, was mich über kurz oder lang rettungslos verderben wird. Ein unausprechliches Verlangen, eine mein Innerstes verzehrende Sehnsucht nach einem Etwas, das ich nicht zu nennen, nicht zu denken vermag, hat, seitdem ich im Spital zum Leben erwachte, mein ganzes Wesen erfaßt. Wenn ich als ein Armer, Elender, ermüdet, zerstochen von der mühseligen Arbeit Nachts auf dem harten Lager ruhte, dann kam der Traum, und goss mir in lindem Säuseln, die heiße Stien fäschelnd, alle Seligkeit irgend eines glücklichen Moments, indem mich die ewige Macht die Wonne des Himmels abnahm ließ, und dessen Bewußtseyn tief in meiner Seele ruht, in mein Janeres. Jetzt ruhe ich auf weichen Kissen, und keine harte Arbeit verzehrt meine Kraft; aber erwache ich aus dem Traum, oder kommt mir wachend das Bewußtseyn jenes Moments in den Sinn, so fühle ich, daß mein armes verloßenes Daseyn mir ja eben so wie damals eine drückende Burde ist, die abzuwerfen ich trachten möchte. Alles Sinnen, alles Forschen ist vergebens, ich kann es nicht ergründen, was mir früher im Leben so Hochherrliches geschehe, dessen dunkler, ach, mir unverständlicher Nachklang, mich mit solcher Seligkeit erfüllt, aber wird diese Seligkeit nicht zum brennendsten Schmerz, der mich zu Tode foltert, wenn ich erkennen muß, daß alle Hoffnung verloren ist, jenes unbekannte Etwas wieder zu finden, ja es nur zu suchen? Giebt es denn Spuren des spurlos Verschundenen?“ Antonio hielt inne, indem er aus tiefer Brust schwer aufseufzte. Die Alte hatte sich während seiner Erzählung gebebert wie einer, der ganz hingerissen von dem Leid des Anderen Alles selbst fühlt, und jede Bewegung, die diesem der Schmerz abnöthigt, wie ein Spiegel zurückwirkt. „Tonino!“ sang sie jetzt mit weinlicher Stimme an, „mein lieber Tonino, darum willst Du verzagen, weil Dir im Leben etwas Hochherrliches begegnet ist, dessen Erinnerung Dir erschöpft? — Thörichtes Kind! thörichtes Kind! — merk auf — hi hi hi!“ — Die Alte begann nach ihrer gewöhnlichen Weise widerlich zu lichern und zu lachen, und auf dem Marmorboden herumzuhüpfen. — Leute kamen, die Alte kauerte nieder, man warf ihr Almosen zu. — „Antonio — Antonio, bring' mich fort — fort an's Meer!“ so kreischte sie auf. Antonio wußte nicht, wie ihm geschah, beinahe wütelhaft fasste er die Alte und führte sie über den Marcusplatz langsam fort. Während sie gingen, murmelte die Alte leise und feierlich: „Antonio — siebst Du wohl die dunklen Blutflecken hier auf dem Boden? — ja Blut — viel Blut, überall viel Blut! — aber hi — hi — hi! — aus dem Blut entsprungen Rosen, schöne rothe Rosen zum Kranze für Dich — für Dein Liebchen. — O Du Herr des Lebens, welcher hoide Engel des Lichte ist es denn — der dort so anmutig, so sternentlar lächelnd auf Dich zuschreitet? — Die lillenweisen Arme breiten sich aus um Dich zu umarmen. O Antonio, hochbeglücktes Kind — halte Dich wacker — halte Dich wacker! — Und Myrthen kannst Du pflücken im süßen Abendroth, Myrthen für die Braut, für die jungfräuliche Witwe — hi — hi — hi — Myrthen, im Abendrot gepflückt, aber sie blühen erst um Mitternacht — hörst Du wohl das Geflüster des Nachtwindes, das sehnfuchsig klagende Sausen des Meeres? — Rudere wacker zu, mein kühner Schiffer, rudere wacker zu.“ — Antonio fühlte sich von tiefem Grauen erfaßt bei den wunderlichen Reden der Alten, die sie mit ganz seltsamer fremder Stimme unter beständigem Kichern hervurmelte. Sie waren an

die Säule gekommen, die den adriatischen Löwen trägt. Die Alte wollte, immer weiter fortmurmeln, vorüberschreiten. Antonio, von der Alten Befragen gepeinigt, von den Vorübergehenden ob seiner Dame verwunderlich angegriffen, blieb aber stehen und sprach mit barschem Ton: „Hier — auf diese Stufen sege Dich hin, Alte, und halt ein mit Deinen Reden, die mich toll machen könnten. Es ist wahr, Du hast meine Zeichnen in den Flammengeblüten der Wolken gesehen, aber eben deshalb — was schwärest Du von Engeln des Lichts — von Braut — jungfräulicher Witwe — von Rosen und Myrthen? — willst Du mich beihören, entsetzliches Weib, das irgend ein wahnsummiges Streben mich in den Abgrund schleudert? Eine neue Kapuze sollst Du haben, Brod, Ichinen, Alles, was Du willst, aber las ab von mir.“ — Antonio wollte rasch fort, allein die Alte ergriff ihn beim Mantel, und rief mit schneidender Stimme: „Tonino — mein Tonino, sieh mich doch nur noch einmal recht an, sonst muß ich ja hin bis an den äußersten Rand des Plages dort, und mich trostlos hinabsürzen in das Meer.“ — Antonio, um nicht noch mehr Blicke auf sich zu ziehen, als sich auf ihn zu richten begannen, blieb wirklich stehen. „Tonino,“ fuhr die Alte fort, „sege Dich her zu mir, es drückt mir das Herz ab, ich muß Dir es sagen — o sege Dich her zu mir.“ Antonio ließ sich auf die Stufen so nieder, daß er der Alten den Rücken zuwandte, und zog sein Rechnungsbuch hervor, dessen weiße Blätter von dem Eifer zeugten, mit dem er seine Handelsgeschäfte auf dem Rialto betrieb. „Tonino,“ lispele nun die Alte ganz leise, „Tonino, wenn Du so in mein verschrumpftes Antlitz schaust, dämmt dem gar keine leise Ahnung in Deinem Innern auf, daß Du mich wohl in früher, früher Zeit gekannt haben könntest?“ — „Ich sagte Dir schon,“ erwiderte Antonio eben so leise und ohne sich umzudrehen, „Alte, daß ich auf eine mir unerklärliche Weise mich zu Dir hingezieht; aber daran ist Dein bößliches, verschrumpftes Gesicht nicht Schuld. Schaue ich vielmehr Deine seltsamen schwarzen blühenden Augen, Deine spitze Nase, Deine blauen Lippen, Dein langes Kinn, Dein struppiges, eisgraues Haar an, höre ich Dein widriges Riechen und Lachen, Deine verworrenen Reden — ei so möchte ich mit Abscheu mich von Dir abwenden und gar glauben, irgend verruchtes Mittel ständen Dir zu Gebote, mich an Dich zu locken.“ „O Herr des Himmels,“ heulte die Alte, von unfaßlichem Schmerz erfaßt, „welcher böse höllische Geist gab Dir solche entsetzliche Gedanken ein! O Tonino, mein süßer Tonino, das Weib, das Dich als Kind so zärtlich hegte und pflegte, das dich in jener Schreckennacht rettete aus dringender Todesgefahr, das Weib war ich.“ Im plötzlichen Schreck der Überraschung drehte sich Antonio rasch um, aber wie er nun der Alten in das abscheuliche Gesicht starrte, rief er zornig: „So gedenkt Du mich zu betrüben, altes, verruchtes, wahnsummiges Weib? — Die wenigen Bilder, die aus meiner Kindheit mir geblieben, sind lebendig und frisch. Jene holde freundliche Frau, die mich pflegte, o ich sehe sie lebhaft vor Augen! — Sie hatte ein volles frisch gefärbtes Gesicht, mild blickende Augen, schönes dunkelbraunes Haupthaar, zierliche Hände — sie möchte kaum dreißig Jahre alt seyn — und Du? — ein neunzigjähriges Mütterchen“ — „O all ihr Heiligen,“ fiel die Alte ihm schluchzend in die Arme, „wie beginn' ich es denn, daß mein Tonino an mich, an seine treue Margaretha glaubt?“ — „Margaretha?“ — murmelte Antonio, „Margaretha? — Der Name fällt, wie vor langer Zeit gehörte, längst vergessene Musik mir in die Ohren. — Aber es ist nicht möglich — es ist nicht möglich!“ — „Wohl war,“ fuhr die Alte ruhiger fort,

indem sie gesenkten Blicks mit dem Stabe auf dem Boden hins- und herkriegte, „wohl war der große schür Mann, der Dich auf den Arm nahm, Dich abberg und Dir Zuckerwerk in den Mund stiecke, wohl war daß dein Vater, Tonino! wohl war es das berühmte volltonende Deutsch, was wir mit einander sprachen. Dein Vater war ein angesehener reicher Kaufmann in Augsburg. Sein schönes junges Weib starb ihm, als sie Dich gebar. Da zog er, weil er sich selbst nicht dulden konnte an dem Det, wo sein Liebstes begraben lag, hierher nach Benedig, und nahm mich mit, mich, Deine Amme, Deine Pflegerin. In jener Nacht erlag Dein Vater einem grauenden Schicksal, das auch Dich bedrohte. Es gelang mir, Dich zu retten. Ein alter Venetianer nahm Dich auf. Alter Küstensmittel bewahrte ich in Benedig bleiben. Der Küstensmittel auf mich mein Vater, ein Wundarzt, dem man nachfragte, er treibe nebenher verbottene Wissenschaften, bekannt mit den geheimen Heilkräften der Natur. Von ihm lernte ich, durch Bald und Fier streifend, die Abzeichen manches heilbringenden Krauts, manches unscheinbaren Mooses, die Stunde, wenn es gepflückt, gelesen werden mußte, die verschieden Mischung der Säfte kennen. Aber dieser Wissenschaft gefiel sich eine besondere Gabe bei, die der Himmel mir verlieh in unerforstliche Weise. — Wie in einem fernen dunklen Spiegel ersahs ich oft künftige Ereignisse und beinahe ohne eignen Willen, in mir oft selbst unverständlichen Gedanken dar, was ich erschaut, auszusprechen, zwang mich dann die unbekannte Macht, der ich nicht zu widerstehen vermug. — Als ich nun einfam, von aller Welt verloren, zurückbleiben mußte in Benedig, gedachte ich durch meine erprobte Kunst mein Leben zu fristen. Da zollte die bedenklichsten Nebel in kurzer Zeit. Kam nun noch hinzug, daß meine Erscheinung auf die Kranken wirkthundert wirkte, daß oft das sanfteste Bestreichen mit meiner Hand in wenigen Augenblicken die Crisis löste, so konnte es nicht fehlen, daß mein Ruf bald die Stadt durchdrang, und mir die Fülle des Geldes zusloß. Da erwachte der Reid der Arzte, der Giaratani, die auf dem Marcusplatz, auf dem Rialto, auf der Zeca der Pillen, ihre Esszenen verkausten, und die Kranken vorzissten, statt sie zu heilen. Ich stieß mit dem leidigen Satan im Bündnis, das sprengten sie aus, und fanden Glauben bei dem abergläubischen Volk. Bald wurde ich verhaftet und vor das geistliche Gericht gestellt. O mein Tonino, mit welchen gräßlichen Märttern suchte man mir das Geständniß des abscheulichen Bündnisses zu erpressen. Ich blieb standhaft. Meine Haare verbürgten, mein Körper schrumpfte ein zur Mumie, Füße und Hände erlahmten. — Die entfesslichste Folter, die summe Reichtum der Erschaffung des höllischen Geistes war noch hier, die entlockte mir ein Geständniß, vor dem ich noch zusammenzauderte. Ich sollte verbrannt werden, als aber das Erdbeben die Grundmauern der Paläste, die großen Gefängnisse erschütterte, sprangen die Tiere des unterirdischen Kerkers, in dem ich gefangen saß, vor selbst auf, ich wankte wie aus tiefem Grabe durch Schutt und Trümmer hervor. Ach Tonino, Du namst mich ein neunzigjähriges Mütterchen, da ich kaum über fünfzig Jahre alt. Dieser knochendüre Leib, dieses abschrecklich verzogene Gesicht, dieses eisige Haar, diese erlahmten Füße — nein, nicht Jahre, nur unfaßliche Märttern kommen das kräftige Weib in wenigen Monden umzuwalzen in ein Scheusal. — Und dieses widrige Riechen und Lachen — die letzte Folter, vor der sich noch meine Haare sträuben und mein ganzes Selbst entbrennen, im glühenden Panzer eingeschlossen, hat mir das ausgepreßt, und seit der Zeit überfällt mich es wie ein steter unbezwingbarer Krampf. Entsege Dich nun nicht.

mehr vor mir, mein Tonino! Ach, Dein Herz hat es Dir ja doch gesagt, daß Du, ein kleiner Knabe, an meinem Busen lagst! „Weib,“ sprach Antonio dumpf und in sich geklebt, „Weib, es ist mir so, als wenn ich Dir glauben müßte. Aber wer war mein Vater? wie hieß er? welchem grauigen Schicksal mußte er erliegen in jener Schreckensnacht? — Wer war es, der mich aufnahm? und — was geschah in meinem Leben, das noch jetzt wie ein mächtiger Zauber aus fremder unbekannter Welt mein ganzes Selbst unwiderrücklich befreit, so daß alle meine Gedanken sich verlaufen wie in ein düstres nächtiges Meer? — Das Alles sollst Du mir sagen, Du rätselhaftes Weib, dann werde ich Dir glauben!“ — „Tonino,“ erwiderte die Alte seufzend, „Dir zum Heil muß ich schwören, aber bald, bald wird es an der Zeit seyn: — Der Fontego, der Fontego — bleib weg vom Fontego!“ — „O,“ rief Antonio erzürnt, „Deiner dunklen Worte bedarf es nicht mehr, mich mit verruchter Kunst zu verlocken, — mein Inneres ist verrissen — Du mußt sprechen oder“ — „Halt ein,“ unterbrach ihn die Alte, keine Drohungen — bin ich nicht Deine treue Amme, Deine Pflegefrau?“ — Ohne abzuwarten, was die Alte weiter sprechen wollte, raffte sich Antonio auf und rannte schnell von dannen. Aus der Ferne rief er dem Weibe zu: „Die neue Kapuze sollst Du doch haben, und Zeichnen obendrein: so viel Du willst!“ —

Es war in der That ein wunderlich Schauspiel, den alten Dogen Marino Falieri zu sehen mit seiner blutjungen Gattin. Er, zwar stark und robust genug, aber mit greisem Bart, tausend Rünzeln im braunrothen Gesicht, mit mühsam zurückgegebenem Nacken, pathetisch daher schreitend; Sie, die Annunziata selbst, fromme Engelsmilde im himmlisch schönen Antlitz, unverstehlichen Zauber im sehnüchigen Blick, Höheit und Weide auf der offnen Lilieneichen, von dunklen Locken umschatteten Stirne, süßes Lächeln auf Wang' und Lippen, das Kopfchen geneigt in holder Demuth, den schlanken Leib leicht tragend — daher schwelend — ein herrliches Frauenbild, heimatisch in anderer höherer Welt. — Nun, ihr kennt wohl solche Engelsgestalten, wie sie die alten Maler zu erfassen und darzufestellen wußten. — So war Annunziata. Komt es denn sehr, daß Jeder, der sie sah, in Erstaunen und Entzücken geriet, daß jeder feurige Jüngling von der Signoria ausloderte in bellen Flammen und den Alten mit spöttischen Blicken messend, im Herzen schwur, der Mars dieses Vulcans zu werden, kost es was es wolle? Annunziata sah sich bald von Anbetern umringt, deren schmeichelhafte, verführerische Reden sie still und freundlich aufnahm, ohne sich was Besonderes dabei zu denken. Ihr angebeteter Gemüth hatte das Verhältniß zu dem alten furchtlichen Gemahl nicht anders begriessen, als daß sie ihn wie ihren hohen Herrn verehrte, und ihm anhängen müsse mit der unbedingten Treue einer unterwürfigen Magd! Er war freundlich, ja zärtlich gegen sie, er drückte sie an seine eiskalte Brust, er nannte sie sein Liebchen, er bescherte sie mit allen kostbarkeiten, die es nur gab; was hatte sie sonst noch für Wünsche, für Rechte an ihm? Auf diese Weise konnte der Gedanke, daß es möglich sey, dem Alten untreu zu werden, sich in keiner Art in ihr gestalten. Alles was außer dem engen Kreise jenes beschränkten Verhältnißes lag, war ein fremdes Gebiet, dessen verbotene Gränze im dunklen Nebel lag — ungeschen — ungeahnet von dem frommen Kinde. So kam es, daß alle Bewerbungen fruchtlos blieben. Keiner von Alten war aber so heftig in wildem Liebesfeuer entbrannt für die schöne Dogareska, als Michaela Steno. Seiner Jugend unerachtet, bekleidete er die wichtige einflussreiche Stelle eines Raths der Vierzig.

Darauf, so wie auf seine äußere Schönheit bauend, war er seines Sieges gewiß. Er fürchtete den alten Marino Falieri nicht, und in der That, dieser schien, so wie er verheirathet, ganz abgulassen von seinem jähren aufbrausenden Zorn, von seiner rohen unbezähmbaren Wildheit. An der Seite der schönen Annunziata saß er in den reichsten buntesten Kleidern aufgeschmiegelt und gepunkt, daß Schmuck und Lächeln und mit süßem Blick aus den grauen Augen, denen manchmal ein Thränchen enttriefte, die Andern herausforderten, ob sich solcher Gemahl ein erführen könne. Statt des herrschenhaften rauhen Tons, in dem er sonst zu sprechen pflegte, lispete er, die Lippen kaum bewegend, nannte Jeden seinen Allerliebsten, und bewilligte die widerständigsten Gesuche. Wer hätte in diesem unbeschwerlichen Verliebten Alten den Falieri erkennen sollen, der in Treviso in toller Höhe am Frohleichtagsfeste dem Bischof ins Gesicht schlug, der den tapfern Morbassan besiegte. Diese zunehmende Schwäche feuerte den Michaela Steno an zu den rasendsten Unternehmungen. Annunziata verstand nicht, was Michaela, sie unaufhörlich mit Blicken und Worten verfolgend, von ihr eigentlich wollte; sie blieb in steter milder Ruhe und Freundlichkeit und das eben, das Trostlose was in diesem unbeschagten stets gleichen Wesen lag, brachte ihn zur Verzweiflung. Er sah auf verruchte Mittel. Es gelang ihm ein Liebeshandel mit Annunziata's vertrautestem Kammermädchen, anguspinnen die ihm endlich nächtliche Besuche verstattete. So glaubte er den Weg gebahnt zu Annunziata's unentwirtem Gemach, aber die ewige Macht des Himmels wollte, daß solche trügerische Tüde zurückfallen mußte auf das Haupt des boshaften Urhebers. — Es begab sich, daß eines Nachts der Doge der eben die böse Nachricht von der Schlacht, die Nicolo Psani bei Portolongo gegen den Doria verloren, erhalten, schlaflos in tiefer Kummerneß und Sorge die Gänge des herzoglichen Palastes durchstrich. Da gewahnte er einen Schatten, der wie aus Annunziata's Gemächern schlupfend nach den Treppen schlich. Schnell eilte er darauf los, es war Michaela Steno, der von seinem Liebchen kam. Ein entzücklicher Gedanke durchfuhr den Falieri; mit dem Schrei: Annunziata! rannte er ein auf den Steno mit gezogenem Stilett. Aber Steno, kräftiger und gewandter als der Alte, unterließ ihn, warf ihm mit einem tüchtigen Faustschlage zu Boden und stürzte laut aufschreiend: Annunziata, Annunziata! die Treppe herab. Der Alte raffte sich auf, und schlich, brennende Qualen der Hölle im Herzen, nach Annunziata's Gemächern. Alles ruhig — still wie im Grabe. Er klopfte an, ein fremdes Kammermädchen, nicht die, welche sonst gewohnt neben Annunziata's Gemach zu schlafen, öffnete ihm die Thüre. „Was besicht mein fürstlicher Gemahl um diese späte ungewohnte Zeit?“ — so sprach Annunziata, die unterdessen ein leichtes Nachtwand umgeworfen und herausgetreten, mit ruhigem engelsmildem Ton. Der Alte starrte sie an, dann hob er beide Hände hoch in die Höhe und rief: „Nein es ist nicht möglich, es ist nicht möglich!“ „Was ist nicht möglich, mein furchtlicher Herr?“ fragte die über den feierlichen dumpfen Ton des Alten ganz bestürzte Annunziata. Aber Falieri, ohne zu antworten, wandte sich an das Kammermädchen: „Warum schlafst Du, warum schlafst Lusigia nicht hier wie gewöhnlich?“ „Ach,“ erwiderte die Kleine, „Lusigia wollte durchaus mit mir tauschen diese Nacht, die schlafst im Vorbergemach dicht neben der Treppe.“ „Dicht neben der Treppe?“ rief Falieri voller Freude und eilte mit raschen Schritten nach dem Vorbergemach. Lusigia öffnete auf starkes Klopfen, und als sie nun das zornrothe Antlitz, die funken sprühenden Augen des furchtlichen Herrn erblickte, fiel sie nieder auf die nackten Knie und bekannte ihre Schmach, über die

auch ein paar zierliche Männerhandschuhe, die auf dem Polsterstuhl lagen, und deren Ambraegeruch den frughaften Eigentümern verrieth, gar keinen Zweifel ließen. Ganz ergrimmt über Stenos unerhörte Frechheit schrieb der Doge ihm andern Morgens: Bei Strafe der Verbannung aus der Stadt habe er den herzoglichen Palast, jede Nähe des Dogen und der Dogareffa zu vermeiden. Michael Steno war toll vor Wuth über das Mistlingen des wohlangelegten Plans, über die Schmach der Verbannung aus der Nähe seines Hgotts. Als er nun aus der Ferne schen müste, wie die Dogareffa mild und freundlich, ihr Wesen war nun einmal so, — mit andern Jünglingen von der Signorie sprach, so gab ihm der Reid, die Wuth der Leidenschaft den bösen Gedanken ein, daß die Dogareffa wohl nur deshalb ihn verschmäht haben möge, weil Andere ihm mit besserem Glück vorgekommen, und er unterstand sich davon laut und öffentlich zu sprechen. Sei es nun, daß der alte Falieri Kunde erhielt von solchen unverschämten Reden, oder daß das Bild jener Nacht ihm erschien wie ein warnender Wink des Schicksals, oder daß ihm selbst bei aller Ruhe und Behaglichkeit, bei vollem Vertrauen auf die Frommigkeit seines Weibes doch die Gefahr des unnatürlichen Mischverhältnisses mit der Gattin, bell vor Augen kam, kurz, er wurde grämlich und mürrisch, alle tausend Eifersuchtsteufel zwackten ihn wund, er sperrte Annunziata ein in die inneren Gemächer des herzoglichen Palastes und kein Mensch bekam sie mehr zu sehen. Bodocri nahm sich seiner Großnäthe an und schalt den alten Falieri wacker aus, der aber von der Aenderung seines Vertrags gar nichts wissen wollte. Dies geschah Alles kurz vor dem Giovedi grasso. Es ist Sitte, daß bei den Volksfesten, die an diesem Tage auf dem Marcusplatz statt finden, die Dogareffa unter dem Thronhimmel, der auf einer dem kleinen Platz gegenüber stehenden Gallerie angebracht ist, neben dem Dogen Platz nimmt. Bodocri erinnerte ihn daran und meinte, daß es sehr abgeschmackt seyn und er ganz gewiß von Volk und Signorie ob seiner verkehrten Eifersucht weidlich ausgelacht werden würde, wenn er aller Sitte und Gewohnheit entgegne, Annunziata von dieser Ebre ausschließe. „Glaubst Du,“ erwiderte der alte Falieri, dessen Chrgeiz auf einmal angeregt wurde, „glaubst Du, daß ich ein alter blödsinniger Thor, mich den schne Mein kostbares Kleinod zu zeigen aus Furcht vor diebischen Händen, denen ich nicht den Raub wehren könnte mit meinem guten Schwerde? — Nein Alter, Du irrst, morgenden Tages wandle ich mit Annunziata in feierlich glänzendem Zuge über den Marcusplatz, damit das Volk seine Dogareffa sehe, und am Giovedi grasso empfängt sie den Blumenstrauß von dem kühnen Segler, der sich aus den Lüften zu ihr herabschwingt.“ Der Doge dachte, indem er diese Worte sprach, an eine urale Gewohnheit. Am Giovedi grasso fährt nämlich irgend ein kühner Mensch aus dem Volke an Seilen, die aus dem Meer steigen und an der Spitze des Marcusthums befestigt sind, in einer Maschine, die einem kleinen Schiffchen gleicht, heraus, und schießt dann von der Spitze des Thums pfeilschnell herab bis zu dem Platz, wo Doge und Dogareffa sitzen, der er den Blumenstrauß, den sonst der Doge, ist er allein, erhält, überreicht. — Andern Tages that der Doge, wie er verbitten, Annunziata mußte die prächtigsten Kleider anlegen, und von der Signorie umringt, von Edelknaben und Trabanten begleitet, wandelte Falieri über den vom Volk überströmten Marcusplatz. Man stieß und drängte sich halb tot, um die schöne Dogareffa zu sehen, und wem es gelang sie zu erblicken, der glaubte, er habe ins Paradies geschaut und das schönste Engelsbild sey ihm stehend und herlich aufgegangen. — Wie die Venezianer nun sind, mitten unter den tollsten Ausbrüchen

wahnloser Verzückung, hörte man hie und da allerlei spöttische Nebensarten und Reime, die derb genug auf den alten Falieri mit der jungen Frau losfuhren. Falieri schien aber davon nichts zu bemerken, sondern schritt, von aller Eiferucht dasmal verlassen, obgleich er überall Blicke des brennendsten Verlangens auf die schöne Gattin gerichtet sah, schmunzelnd und lächelnd mit dem ganzen Gesicht, so pathetisch als möglich an Annunziata's Seite daher. Vor dem Hauptportal des Palastes hatten die Trabanten das Volk mit Wut auseinander getrieben, so daß, als der Doge mit seiner Gemahlin hineintritt, nur hin und wieder eingelaufne Kleine Haufen besser gekleideter Bürger standen, denen man selbst den Eintritt in den innern Hof des Palastes nicht wohl verwehren konnte. Da geschah es, daß in dem Augenblick, als die Dogareffa in den Hof trat, ein junger Mensch, der nebst wenigen andern Leuten am Säulengange stand, mit dem lauten Schrei: Du bist des Himmels! entseelt auf das harte Marmorplaster niederschlug. Alles lief herbei und umringte den Todten, so daß die Dogareffa ihn nicht erblicken konnte, aber so wie der Jüngling niederfuhrte, durchfuhr plötzlich ein glühender Dolchstich ihre Brust, sie erbleichte, sie wandte, nur die Reichstänchen der herbeilegenden Frauen retteten sie von tiefer Ohnmacht. Der alte Falieri, voller Schreck und Befürchtung über den Unfall, wünschte da jungen Menschen mit sammt seinem Schlafgut zu allen Teufeln, und trug, so sauer es ihm auch wurde, seine Annunziata, die das Kopfchen mit geschlossenen Augen über die Brust hing wie eine kranke Taube, die Träppchen hinauf in die inneren Gemächer. —

Unterdessen hatte sich dem Volke, das immer mehr im innern Hofe des Palastes zusammengeufen, ein wunderlich seltsames Schauspiel eröffnet. Man wollte den jungen Menschen, den man unbedingt für tot hielt, aufheben und forttragen, da hinkte mit lautem Jammergeschrei ein altes, häßliches, zerlumptes Bettelweib heran, machte sich, die spitzen Eilenbogen in Seiten und Rücken bohrte, im dichten Haufen Platz und rief, als sie endlich bei dem entseelten Jüngling stand: „Läßt ihn liegen — Narren! — tolles Volk! — er ist ja nicht tot.“ Nun kauerte sie nieder, nahm den Kopf des Jünglings auf den Schoß und nannte, seine Stirn fackelstreichend und reibend, ihn bei den süßesten Namen. Brachte man nun das abscheulich Tragengesicht der Alten, wie es herabhang über des Jünglings bösartigem Antlitz, dessen milde Züge am bleichen Tode erstarnt lagen, während auf dem Gesicht der Alten ein widergärtig Muskelspiel herumhüpste, — betrachtete man, wie die schmugeligen Lumpen hin und her flatterten über die zischen Kleider, die der Jüngling trug — wie die dünnen braungelben Arme — die Knochenhände auf der Stirn, auf der offenen Brust des Jünglings zitterten — in der That, man möchte sich inneren Grauens nicht erwehren. War es denn nicht anzusehen als sey es des Todes grinsende Gestalt selbst, in deren Armen der Jüngling lag! So kam es denn auch, daß die umstehenden Leute, einer nach dem andern still fortschlügen und nur wenige übrig blieben, die den Jüngling, als er mit einem tiefen Seufzer die Augen aufschlug, faßten, und auf der Atem Gebrüll nach dem großen Kanal trugen, wo eine Gondel beide, die Alte und den Jüngling aufnahm und fort schaffte bis nach dem Hause, das die Alte als die Wohnung des Jünglings bezeichnet hatte. Bedarf es denn noch gesagt zu werden, daß der Jüngling Antonio, die Alte aber das Bettelweib von der Franziskanerkirche war, das durchaus seine Amme seyn wollte?

Als Antonio ganz aus seiner Betäubung erwachte und die Alte an seinem Lager erblickte, die ihm so even einige stärkende Tropfen eingesloßt hatte, so sprach

er, lange den düsteren schwermütigen Blick starr auf sie gerichtet, mit dumpfem, mühsam gehaltenen Ton: „Du bist bei mir, Margaretha! — das ist gut! wo hält' ich denn sonst eine treuere Pflegerin als Dich! — Ach, verzeih mir nur, Mutter, daß ich, blödfinniger, ohnmächtiger Knabe! nur einen Augenblick daran zweifeln konnte, was Du mir entdecktest. Ja Du bist die Margaretha, die mich nährte, die mich hegte und pflegte, ich wußte es ja schon immer, aber der böse Geist verwirrte mir die Gedanken. — Ich habe sie gesehen — sie ist es — sie ist es. — Habe ich Dich nicht gesagt, daß irgend ein dunkler Zauber in mir ruhe, der mein Selbst unmöglich beherrsche? Aus der Dunkelheit blitstrahlend ist er hervorgetreten, um mich in namenlosem Entzücken zu verderben! — Ich weiß jetzt Alles — Alles! War nicht Bertuccio Renolo mein Pflegevater der mich erzog auf einem Landhause bei Trevi? — „Ach ja,“ erwiderte die Alte, „wohl war es Bertuccio Renolo, der große Seeheld, den das Meer verschlang, als er mit dem Lorbeerkrantz sein Haupt zu schmücken gedachte.“ — „Unterbrich mich nicht,“ sprach Antonio weiter, „höre mich Geduldig an. — Es ging mir gut bei dem Bertuccio Renolo. Ich trug hübsche Kleider — immer war der Tisch gedeckt, wenn mich hungrte, ich durfte, hatte ich meine drei Gebete ordentlich berugesagt, herum schwärmen nach Gefallen in Wald und Flur. Dicht beim Landhause befand sich ein dunkles kleines Pinienwäldchen voll Duft und Gesang. Da streckte ich müde vom Springen und Laufen an einem Abend, als schon die Sonne zu sinken begann, mich hin unter einem großen Baum und starrte hinauf in den blauen Himmel. Mag es seyn, daß der würzige Geruch der blühenden Kräuter, in denen ich lag, mich betäubte, genug meine Augen schlossen sich unwillkürlich und ich versank in träumerisches Hinbrüten, aus dem mich ein Rauschen, gleich als siele ein Schlag dicht neben mir in das Gras, erweckte. Ich fuhr auf in die Höhe; ein Engelkind mit himmlischem Antlitz stand neben mir, schaute in holder Annuth lächelnd auf mich herab und sprach mit süßer Stimme: „Gi mein lieber Knabe, wie schließt du so schön, so ruhig, und doch war dir der Tod so nahe, der böse Tod!“ Dicht neben meiner Brust erbliebte ich eine kleine schwarze Schlange mit geborstenem Haupt, das Kind hatte das giftige Thier mit dem Zweige eines Nussbaums erschlagen, in dem Augenblick, als es zu meinem Verbergen sich heranringeln wollte. Da erbebte ich in süßem Schauer — ich wußte ja, daß oftmales Engel herabsteigen aus dem hohen Himmel um sichtbarlich den Menschen zu retten vor dem bedrohlichen Anariff irgend eines bösen Feindes — ich sank nieder auf die Knie, ich erhob die gefalteten Hände. „Ach du bist ja ein Engel des Lichts, den der Herr sandte mich zu retten vom Tode.“ So rief ich; das holde Wesen streckte aber beide Arme nach mir aus und lispelte, indem höheres Roth auf seinen Wangen leuchtete: „Ach du lieber Knabe, ich bin ja kein Engel, ein Mädchen, ein Kind wie du!“ Da vergingen die Schauer in namenlosem Entzücken, das mich mit sanfter Gluth durchströmte — ich stand auf — wir schlossen uns in die Arme — wir drückten Eipp' auf Lippe — sprachlos — weinend — schluchzend vor süßem unnenbaren Weh! Nun rief eine silberhelle Stimme durch den Wald: Annunziata — Annunziata — „Ich muß nun fort, du berücksichtiger Knabe, die Mutter ruft.“ so lispelte das Mädchen, ein unfaßlicher Schmerz durchfuhr meine Brust. — „Ach ich liebe dich so sehr,“ schluchzte ich, heiße Thränen, die das Mädchen vergoss fielen brennend auf meine Wangen. „Ich bin dir so herzensgut, du lieber Knabe,“ rief das Mädchen, indem sie den letzten Kuß mir auf meine Lippen drückte. — „Annunziata!“ rief es aufs neue, und das Mädchen verschwand im Gebüsch!

— Sieh, Margaretha, das war der Augenblick, in dem der mächtige Liebesfunk in meine Seele fiel, der ewig stets neue Flammen entzündend in mir fortglühen wird!

— Wenige Tage nachher wurde ich hinausgestoßen aus dem Hause. Vater Blaumas sagte mir, als ich es nicht lassen konnte, von dem Engelskind zu reden, das mir erschien und dessen süße Stimme ich zu vernehmen glaubte in dem Rauschen der Bäume, in dem Gespiel der Quellen, in dem abhängsvollen Sausen des Meers — ja da sagte mir Vater Blaumas, das Mädchen könne niemand anders gemeint seyn, als Renolo's Tochter Annunziata, die mit ihrer Mutter Franziska nach dem Landhaus gekommen, andern Tages aber wieder abgereist sey. — O Mutter — Margaretha. — Hilf Himmel! — Diese Annunziata — es ist die Dogareffa! —

— Damit hüllte sich vor unsäglichem Schmerz weinend und schluchzend Antonio in die Kissen ein. „Mein lieber Tonino!“ sprach die Alte, „ermanne Dich, widerstehe doch nur tapfer dem thörichten Schmerz. Gi wer mag denn gleich verzweifeln in Liebesnoth, ei wem anders blüht denn das goldene Blümchen Hoffnung als dem Verliebten! Am Abend weiß man nicht, was der Morgen bringt, was man im Traum geschaut, kommt lebendig daher gegangen. Das Schloß, das in den Wolken schwamm, steht mit einem blank und herrlich auf der Erde. — Sieh Tonino, Du gibst nichts auf meine Reden, aber mein kleiner Finger sagt es mir und wohl noch jemand anders, daß auf dem Meer Dir die leuchtende Liebesflagge mit frohem Schwingen entgegen weht — Geduld mein Söhnlein Tonino — Geduld! —

— So versuchte es die Alte den armen Antonio zu trösten,

denn in der That, ihre Worte klangen wie liebliche Musik.

Er ließ sie gar nicht mehr von sich.

Das Bettelweib auf der Franziskanertreppe war verschwunden und statt ihrer sah man die Haussälterin des Herrn Antonio in anständigen Matronenkleidern auf San Marco herumblicken und die Bedürfaße der Tafel einkaufs.

Der Giovedi grasso war gekommen. Glänzendere Feste als jemals sollten ihn feiern. Mitten auf dem kleinen Platz von San Marco wurde ein hohes Gerüst errichtet für ein besonderes, nie gefehnes Kunstfeuer, das ein Griech, der sich auf solch Geheimniß verstand, abbrannen wollte. Am Abend bestieg der alte Galieri mit seiner schönen Gemahlin, sich spiegelnd in dem Glanze seiner Herrlichkeit, seines Glücks, und mit verklärten Blicken Alles um sich her auffordernd zum Staunen, zur Bewunderung, die Gallerie. Im Begriff, sich auf dem Thron niederzulassen, wurde er aber den Michael Steno gewahr, der auf derselben Gallerie und zwar so Platz genommen hatte, daß er die Dogareffa beständig im Auge behielt, und von ihr notwendig bemerkt werden mußte. Ganz entbrannt von wildem Zorn, von toller Eiserfucht schrie Galieri mit starker, gebieterischer Stimme, man sollte augenblicklich den Steno von der Gallerie entfernen. Michael Steno erhob den Arm gegen den Galieri, in dem Augenblick traten die Trabanten hinz, und nöthigten ihn, der vor Wuth mit den Zähnen knirschte, und in den abschuldsstenen Verwünschungen Rache drohte, die Gallerie zu verlassen. —

Unterdessen hatte sich Antonio, den der Anblick seiner geliebten Annunziata ganz außer sich selbst gebracht, durch das Volk fortgedrängt, und schritt, tausend Quaalen im zerrissenen Herzen, einfam in dunkler Nacht am Gestade des Meeres hin und her. Er gedachte, ob es nicht besser sey, in den eiskalten Wellen die brennende Gluth zu löschen, als langsam tot gefoltert zu werden von trostlosem Schmerz. Wiel hätte nicht gefehlt, er wäre hineingesprungen in das Meer, schon stand er auf der letzten Stufe, die hinabführte, als eine Stimme aus einer kleinen Barke hinaustief: „Gi, schönen guten

Abend, Herr Antonio!" Im Wiederschein der Erleuchtung des Plaques erkannte Antonio den lustigen Pietro, einen seiner vormaligen Kameraden, welcher in der Barke stand, Sebern, Rauschgold auf der blanken Müze, die neue gestreifte Jacke bunt beständert, einen großen schönen Strauß blühtiger Blumen in der Hand. „Guten Abend, Pietro," rief Antonio zurück, „welch hohe Herrlichkeit willst Du denn heute noch fahren, daß Du Dich so schön gepustet hast?" „Gi," erwiderte Pietro, indem er hoch aufsprang, daß die Barke schwankte, „ei Herr Antonio, heut verdiene ich meine drei Zechinen; ich mache ja die Fahrt hinauf nach dem Marcusturm, und dann hinab, und überreiche diesen Strauß der schönen Dogareffa." „Ist denn," fragte Antonio, „das nicht ein halsbrechendes Wagesstück, Kamerad Pietro?" „Nun," erwiderte dieser, „den Hals kann man wohl ein wenig brechen, und dann zumal heute, gehts mitten durch durch das Kunstfeuer. Der Griech sagt zwar, es sei Alles so eingerichtet, daß kein Haar einem angehen solle vom Feuer, aber" — Pietro schüttelte sich. Antonio war zu ihm hinabgesunken in die Barke, und wurde nun erst gewahr, daß Pietro dicht vor der Maschine an dem Seil stand, das aus dem Meere stieg. Andere Seile, mittelst deren die Maschine angezogen wurde, verloren sich in die Nacht. „Höre Pietro," sang Antonio nach einigem Stillschweigen an, „höre Kamerad Pietro, wenn Du heute zehn Zechinen verdienstest, ohne Dein Leben in Gefahr zu setzen, würde Dir das nicht lieber seyn?" „Gi freilich," lachte Pietro aus vollem Halse. „Nun," fuhr Antonio fort, „so nimm diese zehn Zechinen, wechsle mit mir die Kleider und überlasse mir Deine Stelle. Statt Deiner will ich hinauffahren. Thue es, mein guter Kamerad Pietro!" Pietro schüttelte bedächtig den Kopf, und sprach, das Gold in der Hand wiegend: „Ihr seid sehr gütig, Herr Antonio, mich armen Teufel noch immer Euren Kameraden zu nennen — und freigiebig dazu! — Um's Gold ist's mir freilich zu thun, aber der schönen Dogareffa den Strauß selbst in die Hand zu geben, ihr süßen Stimmen zu hören — ei, das ist's doch eigentlich, warum man sein Leben auf's Spiel setzt — Nun — weil Ihres seid, Herr Antonio, magst darum seyn." Beide waren schnell die Kleider ab; kaum war Antonio mit dem Ankleiden fertig, als Pietro rief: „Schnell hinein in die Maschine, das Zeichen ist schon gegeben." In dem Augenblick leuchtete das Meer auf im flammenden Sturmwindes. Schnelle Antonio auf in die Lüfte — unverricht sank er wieder zur Gallerie, und schwante vor der Dogareffa. — Sie war aufgestanden und vorgetreten, er fühlte ihren Atem an seinen Wangen spielen — er reichte ihr den Strauß; aber in der unfaßlichen Himmelswonne des Augenblicks fäste ihn wie mit glühenden Armen der brennende Schmerz hoffnungsloser Liebe. — Similes, rasant vor Verlangen, Entzücken, Quaal, ergriß er die Hand der Dogareffa, drückte glühende Küsse darauf, und rief mit dem schneidendem Ton des trostlosen Jammers: „Ammunziata!" — Da riß ihn die Maschine, wie das blinde Organ des Schicksals selbst, fort von der Giebelseite hinab ins Meer, wo er ganz betäubt, ganz erschöpft in Pietros Arme sank, der seiner in der Barke wartete.

Unterdessen war auf der Gallerie des Doge Alles in Aufruhr und Bewirrung gerathen. An den Sitz des Doge hatte man ein kleines Zettelchen angeheftet gefunden, auf welchem in gemeiner venetianischer Mundart die Worte standen:

Il Dose Falier della bella muier.
I altri la gode è lui la mantien.

Iswar ist der Doge Falier
Der schönen Dame Eheherr,
Doch hält er nur und hat sie nie,
Und Andere, die gewinnen sie.

Der alte Falier fuhr auf in glühendem Zorn, und schwur, daß den, der den boshaften Frevel begangen, die härteste Strafe treffen solle. Indem er seine Blicke umherwarf, fiel ihm auf dem Plaque unter der Gallerie Michael Steno ins Auge, der in vollem Kerzenschimme da stand, und sogleich befahl er den Trabanten, ihn zu nehmen, als den Urheber jenes Frevels. Alles stellte auf über den Befehl des Doge, der, indem er sich von seinem überwaltenden Zorn überließ, beide Signori und Volk beleidigte, die Rechte der ersten kränkten, dem letztern die Freude des Festes verderbend. Die Signorie verließ ihr Plaque und nur den alten Mario Bodoer sah man, wie er sich unter das Volk mischte, voller Eifer von der schweren Bekleidung sprach, da dem Haupte des Staats widerfahren, und allen hörte den Michael Steno zu leiten suchte. Falieri batte ja nicht geirrt; denn in der That war Michael Steno, als er fortgewiesen wurde von der Gallerie des Doges, nach Hause gelaufen, hatte jene hämischen Worte gesprochen, in dem Augenblicke als aller Augen auf das Kunstfeuer gerichtet waren, das Zettelchen an den Stuhl des Doge angeheftet, und dann sich unbemerkt wieder entfernt. Recht tüchtig gedachte er den empfindlichen Streich zu führen, der beide, Doge und Dogareffa, recht zu rechtfertigen dringend verwunden sollte. Michael Steno gestand ganz freiwillig die That, und schob alle Schuld auf den Doge, der ihn zuerst empfindlich gekränkt habe. Die Signorie war längst unzufrieden mit einem Haupt, das statt die gerechten Erwartungen des Staats zu erfüllen, täglich bewies, wie der kriegerische Zornige Muß in dem erkaltenen Herzen des abgelaufenen Greifes nur dem Kunstfeuer gleicht, das aus der Mutter ganz gewaltig emporkriest, aber sogleich in schwarzen Todten Flocken wirkunglos dahin schwindet. Hierzu kam, daß das Blöndniß mit den jungen schönen Frau (die) wußte man, daß er es vor kurzer Zeit als Doge geschehen, seine Eiferjucht, den alten Falieri nicht mehr als Kriegsheld, sondern als vecchio Pianalone ersehen ließ, und so mußte es geschehen, daß die Signorie gähnendes Gifte im Innern nährend, mehr geneigt war dem Michael Steno Recht zu geben, als dem hintergekränkten Oberhaupt. Von dem Rath der Zehn wurde die Sache verwiesen an die Quarantie, von der Michael Steno sonst einer der Hauptler war. Michael Steno habe schon genug gelitten, und eine monatliche Verbannung sei genugsame Rache des Vergehens, so fiel der Rechtsentspruch aus, der den alten Falieri aufs Neue und stärker erbitterte gegen eine Signorie, die statt des Haupt zu schützen, ihm widerfahrene Kränkungen nur als Vergehen der leichtesten Art zu bestrafen sich unterstand.

Wie es denn zu gehen pflegt, daß der Liebende, der ein einziger Strahl des Liebesglücks getroffen, Tage, Wochen, Monate lang von goldenem Schimmer umhüllt, Träume des Himmels träumt, so konnte sich Antonio auch gar nicht erholen von der Betäubung des wunderlichsten Augenblicks, kaum aufzutammen vor fülligem Weh. — Die Alte hatte ihn tüchtig ausgescholten wegen des Wagesstückes, und murmelte und brummte ununterhörlich von ganz unöthigem Beginnen. Eines Tages kam sie aber so seltsam am Stab hineingetänzt und gehüpft, wie sie es in ihrer Art hatte, wenn sie von fremdem Zauber berührt schien. Sie lachte und lachte.

ohne auf Antonios Reden und Fragen zu achten, schürte sie im Kamin ein kleines Feuer an, setzte ein Pfännchen darauf, kochte aus allerlei bunten Gläsern Ingredienzien hineinwerfend, eine Salbe, that sie in eine kleine Büchse, und hinkte damit laut lichernd und lachend von dannen. Erst am späten Abend kam sie zurück, setzte sich leuchtend und hüstelnd in den Lehnsstuhl, und sing, wie von großer Erschöpfung zu sich selbst gekommen, endlich an: „Tonino, mein Sohnlein, Tonino, von wem komme ich her? — Ich zu, ob Du raten kannst? — von wem komme ich her, von wem komme ich her?“ — Antonio starnte sie an, von seltamer Überraschung ergreiften. „Nun,“ scherte die Alte, „von ihr selbst komme ich her, von dem lieben Taubchen, von der holden Annunziata!“ — „Mache mich nicht wahnhaftig, Alte!“ schrie Antonio. „Etwas,“ fuhr die Alte fort, „ich denke immer an Dich, mein Tonino! — Heute Morgen, als ich unter den Säulengängen des Palastes feilschte um schönes Ost, murmelte das Volk von dem Unglück, das die schöne Dogareffa betroffen. Ich frage und frage, da spricht ein großer ungeschlachter, rother Kerl, der gähnend an eine Säule gelehnt Limonien kaut: „E nun, an der linken Hand der kleine Finger, an dem hat ein Skorpionchen die jungen Zähnchen probirt, und das ist ein bisschen ins Blut gegangen — nun, mein Herr, der Signor Dottore Giovanni Basseggio ist eben oben, der wird nun wohl schon das Händchen mit fannit dem Finger wegzeichnitten haben.“ Und in dem Augenblick, daß der Kerl das spricht, entsteht ein großes Geschrei auf der breiten Treppe, und ein kleines, ganz kleines Männlein lugt, von Fustiflößen der Trabanten wie ein Regel getrieben, die Stufen herab und vor die Füße, schreien und lamentirend. Das Volk sammelt sich um ihn herum, laut lachend, der Kleine zerarbeit sich und stampft mit den Beinen, ohne in die Höhe kommen zu können, da sprinat aber der rothe Kerl herbei, rafft sein Doktorchen auf, nimmt ihn in die Arme, und rennt mit ihm, der immer fort aus vollem Halse schreit und heult, was die Beine laufen können, fort nach dem Kanal, wo er mit ihm in die Gondel hineinstiegt und davon rudert. — Ich dachte es wohl, daß, so wie der Signor Basseggio das Messer ansegen wollte an das schöne Händchen, der Doge ihn die Treppe hinabstoßen ließ. Ich dachte aber noch weiter! — Geschwind — ganz geschwind nach Hau — das Sälbchen kochen — hinauf damit in den herzoglichen Palast! — Da stand ich auf der großen Treppe, mein blankes Fläschlein in der Hand. Der alte Falieri kam gerade herab, den blitze und pruften mich an: „Was will das alte Weib hier?“ — Aber da machte ich einen Knir tief — tief bis an die Erde, so gut es nur gehe kommt, und sprach, daß ich wohl ein Mittelchen hätte, daß die schöne Dogareffa geheilt seyn sollte gar bald. So wie der Alte das hörte, blickte er mich starr an mit recht entsetzlichen Augen, und strich sich den grauen Bart surecht, dann packte er mich bei beiden Schultern, und schob mich herauf und hinein in das Gemach, daß ich beinahe der Länge nach hingestürzt wäre. Ach Tonino, da lag das hohe Kind hingestreckt auf die Polster, leichhabend, seufzend und stöhned vor Schmerz, und leise flagend: „Ich nun bin ich wohl schon durch und durch vergiftet!“ Aber ich machte mich gleich darüber her, und nahm das dumme Pflaster des einfältigen Doktors herab. O Herr des Himmels! die niedliche kleine Hand — blutroth — geschwollen. — Nun, nun — meine Salbe lüftete — linderte. — „Das thut ja wohl, sehr wohl,“ lispele die frakte Taube. Da rief der Marino ganz entzückt: „Laufend Zechinen sind Dein, Alte! wenn Du mir die Dogareffa rettest,“ und verließ das Zimmer. Drei Stunden hatte ich nun da gesessen, die kleine Hand in meiner haltend, und sie streichend und pflegend. Da

erwachte das liebe Weibchen aus leichtem Schlummer, in den sie gesunken, und fühlte keinen Schmerz mehr. Nachdem ich den neuen Verband gemacht, blickte sie mich an mit vor Freude leuchtenden Augen. Da sprach ich: „Ei, gnädige Frau Dogareffa, Ihr habt ja auch schon einmal einen Knaben gerettet, da Ihr die kleine Schlange tödetet, die ihn stichen wollte zum Tode, als er schlief. — Tonino! da hättest Du sehen sollen wie, als leuchte ein Strahl des Abendrotz hinein, daß blaße Antis sich schnell färbe — wie die Augen funkelnden Feuer blitzen.“ — „Ach ja, Alte!“ sprach sie, „ich war nur ein Kind — auf meines Vaters Landhause. — Ach es war ein holder lieber Knabe — o wie gedenk ich noch seiner — er ist mir, als sei seit der Zeit mir gar nichts Glückliches mehr begegnet.“ — Nun sprach ich von Dir, daß Du in Benedig wärst, daß Du noch alle Liebe, alle Wonne jenes Augenblicks im Herzen trugest — daß Du, nur um noch einmal in die Himmelsaugen des rettenden Engels zu schauen, die gefährliche Lustfahrt gewagt, daß Du ihr den Blumenstrauß gegeben hättest am Giovedi grasso! — Tonino — Tonino! da rief sie wie in Begeisterung: „Ich hab' es gefühlt — ich hab' es gefühlt — als er meine Hand an seine Lippen drückte, als er meinen Namen nannte — ach ich wußt' es ja nur nicht, was so seltsam mein Innerstes durchdrang, es war wohl Lust, aber auch zugleich Schmerz! — Bring' ihn her — her zu mir — den holden Knaben.“ — Antonio warf sich, als die Alte dies sprach, auf die Kniee nieder und rief wie wahnhaftig: „Herr des Himmels! nur jetzt, nur jetzt lass mich nicht untergehen in irgend einem ungeheueren Schicksal — nur nicht, bis ich sie geschaft, bis ich sie an meine Brust gedrückt.“ Er wollte, daß die Alte ihn gleich andern Tages hinführen sollte, was sie ihm aber rund abschlug, da der alte Falieri beinahe zu jeder Stunde die frakte Gemahlin zu besuchen pflegte.

Mehrere Tage waren vergangen, die Dogareffa war von der Alten ganz geheilt, aber noch immer blieb es unmöglich, den Antonio hinzuführen. So gut sie es nur vermochte, tröstete die Alte den Ungeduldigen, immer wiederholend, wie sie mit der holden Annunziata von dem Antonio spreche, den sie gerettet und der sie so hinlänglich lieb. Antonio, von tausend Quaalen der Sehnsucht, des Verlangens gefoltert, gondelte, lief auf den Pläcken umher. Unwillkürlich lenkten ihn seine Schritte immer und immer wieder nach dem herzoglichen Palast. An der Brücke neben der hintern Seite des Palastes, den Gefängnissen gegenüber, stand Pietro auf ein buntes Ruder gelehnt, im Kanal wogte an Säulen befestigt eine Gondel, die zwar klein, aber mit zierlichem Verdeck, buntem Schnitzwerk, ja mit der venetianischen Flagge geschmückt war, und deinahe dem Bucentoro glich. So wie Pietro den ehemaligen Kameraden gewahrt, rief er ihm laut zu: „Ei Signor Antonio, seyb mir tausendmal gegrüßt! — mit Euren Zechinen ist mir das Glück gekommen!“ Antonio fragte ganz zerstreut, was er für ein Glück meine, erfuhr aber nichts Geringeres, als daß Pietro beinahe täglich in den Abendstunden den Dogen mit der Dogareffa hinüber gondeln mußte nach der Giudecca, wo unsern von San Giorgio Maggiore der Doge ein artiges Haus besaß. Antonio blickte den Pietro starr an, und fuhr dann schnell heraus: „Kamerad, Du kannst wieder zehn Zechinen verdienen und mehr wenn Du willst. Läß mich Deine Selle vertreten — ich will den Dogen hinüberrudern.“ Pietro meinte, daß das gar nicht anginge, da der Doge ihn kenne und eben nur ihm sich anvertrauen wolle; endlich, als Antonio mit dem wilden Zorn, wie er aus dem von tausend Liebesquaalen aufgeriegten Gemüth hervorsprudelte, in ihn drang, wie er ganz unsinnig schwur, daß er der Gondel nachsprin-

nen und ihn herabreden werde ins Meer, da rief Pietro lachend: „Gi Signor Antonio! Signor Antonio! wie habt Ihr Euch vergaßt in die schönen Augen der Dogareffa!“ und willigte ein, daß Antonio mitkommen solle als sein Gehilfe beim Rudern, er wolle die Schwere des Fahrzeugs so wie kränkliche Schwäche vorschützen bei dem alten Galieri, dem so bei solcher Fahrt das Gon-deln immer zu langsam ginge. Antonio rannte fort und kaum war er wieder an der Brücke in schlechten Schiffkleidern, mit gefärbtem Gesicht, einen langen Zwischenbart über die Lippen gehängt, als der Doge herabstieg mit der Dogareffa, beide in herrlichen bunten glänzenden Kleidern. „Wer ist der fremde Mensch dort?“ fuhr der Doge den Pietro zornig an, und nur die heiligen Versicherungen Pietros, daß er heute eines Gehulven bedürfe, konnten den Alten endlich bewegen zu erlauben, daß Antonio mit ginge.

Es pflegt wohl zu geschehen, daß gerade im Übermaß alles Entzückens, aller Seligkeit das Gemüth wie gestärkt durch die Macht des Augenblicks, sich selbst bezwingt und den Flammen gebietet, die aus dem Innern hervorlodern wollen. So vermodete Antonio, dicht neben der holden Annunziata, berührt von dem Saume ihres Kleides, seine Liebesglüh zu verborgen, indem er mit kräftiger Faust das Ruder regierte und größeres Wagstück schaend, kaum die Geliebte dann und wann flüchtig anblieke. Der alte Galieri summte und lächelte, küßte und streichelte die kleinen weißen Händchen der holden Annunziata, legte den Arm um ihren schlanken Leib. Mitten auf dem Meere, als der Marcusplatz, das prächtige Benedig mit all seinen stolzen Türmen und Palästen sich vor den Schiffenden ausbreite, da erhob der alte Galieri das Haupt und sprach, indem er mit stolzen Blicken umher schaute: „Gi mein Liebchen, ist es nicht schön zu schiffen auf dem Meer mit dem Herrn, mit dem Gemahl des Meers? — Ja mein Liebchen, sei nicht eifersüchtig auf die Gattin, die demütig uns auf ihrem Nacken trägt. Hört nur das süße Plätschern der Wellen, sind das nicht Liebesworte, die sie dem Gemahl zuflüstert, der sie beherrscht? — Ja ja Liebchen, Du trägst meinen Ring am Finger, aber die da unten bewahrt in ihrem tiefsten Busen den Trauring, den ich ihr zufaßt.“ „Ach mein fürstlicher Herr,“ sing Annunziata an, „wie sollte denn die late böse Fluth Deine Gemahlin seyn, es wird mir gar schauerlich zu Muthe dabei, daß Du Dich dem stolzen herrischen Gemahlt vermähltest.“ Der alte Galieri lachte, das Kinn und Bart wackelten, „Aengstige Dich nicht, Täubchen,“ sprach er dann, „besser ruht sich ja wohl in Deinen weichen warmen Armen als in dem eiskalten Schooß der Gattin da unten, aber schön ist's zu schiffen auf dem Meer mit dem Herrn des Meers.“ In dem Augenblick, als der Doge dies sprach, sing eine ferne Musse zu färfeln an. Über die Meeresswellen gleitend, kamen näher die Töne einer sanften Männerstimme, es wurden die Worte gesungen:

Ah! senza amare
Andare sul mare
Col sposo del' mare
Non puó consolare.

Andere Stimmen sielen ein und in sitem Wechselgesange wurden jene Worte immer und immer wiederholt, bis der Gesang wie im Hauch des Windes starb. Der alte Galieri schien auf den Gesang gar nicht zu achten, er erzählte der Dogareffa vielmehr sehr weitläufig, was es mit der Feierlichkeit am Himmelfahrtstage, wenn der Doge von dem Bucentoro den Ring hinabwerfend, sich dem Meer vermähle, für eine Bewondtnis habe.

Er sprach von den Siegen der Republik, wie ehemal Itrien und Dalmatien erobert worden unter der Regenschaft Peter Urseolus des Zweiten, und wie in dieser Eroberung jener Feierlichkeit erster Ursprung liege. Achtete nun der alte Galieri aber nicht auf jenen Gesang, so ging dafür seine Erzählung ganz verloren in Dogareffa. Die saß da, den Sinn ganz zugewendet den süßen Tönen, die über das Meer schwammen; sie stand, als der Gesang geendet, mit seltsamem Blick vor sich hin, wie jemand, der aus tiefem Traum erwacht, die Bilder noch zu schauen, zu deuten frebt, die ihn umgauleten. — „Senza amare — senza amare — non puó consolare“ lispele sie leise und Thränen glänzen wie helle Perlen in den Himmelsaugen, und Seufzer entflohen der Brust, die auf und niedervor von innerer Beklemmung. — Noch immer in voller Schmunzeln und Lächeln fort erzählend trat der Alte die Dogareffa an der Seite, heraus auf die Balkette vor seinem Hause bei San Giorgio Maggiore und gewahrte nicht, wie von seltsamen dunklen Gesühnen in Innern aufgeregzt, Annunziata sprachlos, den thränen schweren Blick in ein ferns Land gerichtet, wie in Traume neben ihm stand. — Ein junger Mensch in Schiffskleidung stieß in ein muschelartig gewundenes Horn, daß die Töne weit über das Meer hin hallten. Auf die Töne näherte sich eine andre Gondel, unterdeßen vor ein Mann, der einen Sonnenhut trug und eine Frau heran getreten, und so begleitet schritt der Doge mit der Dogareffa nach dem Palast. Zene Gondolantete, Marino Bodocci mit vielen Personen, unter denen sich Kaufleute, Künstler, ja Leute aus der niedrigsten Volksklasse befanden, flog aus und folgte dem Doge.

Antonio konnte kaum den andern Abend erwarten, weil er auf frohe Botschaft hoffte von seiner geliebten Annunziata. Endlich, endlich hinkte die Alte herein, setzte sich leichend in den Lehnsessel, schlug die dicken Knochenhände einmal über das andere zusammen und rief: „Tonino — ach Tonino, was ist denn geschehen mit unserm armen Täubchen! — So wie ich heute hineintritte, liegt sie da auf dem Polster mit halbgeschlossenen Augen, das Köpfchen auf den Arm gestützt, nicht schlummernd, nicht wachend, nicht krank, nicht gesund. — Ich nahe mich ihr, „Gi gnädige Frau Dogareffa“ spreche ich, „was ist Euch denn Schlimmes begegnet? — schmerzt Euch wohl noch die kaum geheilte Wunde? — Aber da blüst sie mich an mit Augen — Tonino! mir ich sie noch gar nicht gesehen, und kaum hab' ich sie gesehn in die feuchten Mondesstrahlen, so berget sie sich hinter seidnen Wimpeln, wie hinter dunkles Schöpfer. Und dann seufzt sie aus tiefster Brust, und kann das holde blonde Antlitz der Wand zu und lispet leise, ganz leise, aber so wehmüthig, daß es mir gerade im Herz sticht: „Amare — amare — ah senza amore!“ — Ich hole mir einen kleinen Stuhl, ich setze mich hin zu ihr, ich fange an von Dir zu erzählen. — Sie hält sich ein in die Polster — die schnelleren und schnelleren Atemzüge werden zu Seufzern. — So sag's ihr unverholen, daß Du verklebet bei ihr wirst in der Gondel, daß ich Dich, der vor Liebe und Schmerzen verschmachtet, nun ungefährt zu ihr bringen wünsche. Da fährt sie plötzlich auf von den Polstern und indem ein Strom heißer Thränen aus ihren Augen stürzt, rufft festig: „Um Christus, um aller Heiligen willen — nein — nein, ich kann ihn nicht sehen — Ate! Ich schreire Dich, sag' ihm er solle niemals, niemals mir sich mir nähern — niemals, das sag' ihm; er solle kein' Vertrag, schnell verlassen.“ „Nun,“ fallt ihr ins Wort, „so muß denn mein armer Tonino sterben.“ Da sinkt sie wie von den umfänglichsten Schmerzen gefallen in die Polster und schluchzt mit von Thränen erfüllt.

Stimme: „Müß ich denn nicht auch sterben des bittersten Todes?“ Da trat der alte Herr Falieri ins Gemach, und ich mußte mich auf seinen Wink entfernen.“ „Sie hat mich verworfen — fort — fort aufs Meer!“ schrie Antonio auf in heller Verzweiflung. Die Alte lachte und lachte nach ihrer gewöhnlichen Art und rief: „Du einfältig Kind! wirst Du denn nicht geliebt von der golden Annunziata mit aller Zärtlichkeit, mit aller Liebesqual, die jemals ein weiblich Herz ergriff? — Einfältig Knäblein, morgen am tiefen Abend schleiche Dich in den helleren Palast. In der zweiten Gallerie rechts der großen Treppe wirst Du mich finden — und dann wollen wir sehen was sich weiter begibt.“ —

Als Antonio bebend vor Sehnsucht am andern Abend die große Treppe hinaufstieß, war es ihm plötzlich, als wolle er einen ungeheuren Feuerlauf beginnen. Ganz bestürzt vermochte er kaum zitternd und schwankend die Stufen zu ersteigen. Er mußte sich dicht vor der ihm bezeichneten Gallerie an eine Säule lehnen. Plötzlich umfloss ihn heller Fackelschein, und noch ehe er seinen Platz verlassen konnte, stand der alte Bodoeri dicht vor ihm, von einigen Dienern begleitet, die Fackeln trugen. Bodoeri sah dem Jünglinge starr ins Auge und sprach dann: „Ha! Du bist Antonio; man hat Dich herbestellt, ich weiß es, folge mir nur.“ — Antonio, überzeugt daß die Zusammenkunft mit der Dogareffa verrathen, folgte mutig ohne Zagen. Wie erstaunte er, als, in ein entferntes Gemach getreten, Bodoeri ihn umarmte und von dem wichtigen Posten sprach, der ihm anvertraut worden, und den er noch in dieser Nacht mit Muth und Entschlossenheit behaupten sollte. Sein Erstaunen ging aber in Angst über und Entsegen, da er erfuhr, daß schon seit langer Zeit eine Verschwörung wider die Signorie gezeigt, an deren Spitze der Doge selbst stehe; daß, wie es in Falieri's Haufe auf der Giudecca beschlossen, noch in dieser Nacht die Signorie fallen, und der alte Marino Falieri als souveräner Herzog von Venedig ausgerufen werden sollte. Antonio starrte den Bodoeri sprachlos an; dieser hielt des Jünglings Schweigen für eine Weigerung, Theil zu nehmen an der Ausführung der entsegnenden That, und rief entrüstet: „Feigerziger Thor! aus dem Palast kommst Du nun nicht mehr; entweder Du stirbst oder ergreifst mit uns die Waffen. Aber sprich erst mit diesem!“ Aus dem dunklen Hintergrunde des Zimmers trat eine hohe edle Gestalt hervor. So wie Antonio das Antlitz des Mannes, den er nur erst im Schein der Kerzen bemerkte und erkennen konnte, erblickte, stürzte er nieder auf die Kniee und rief, ganz außer sich selbst gebracht durch die nicht geahnte Erscheinung: „O heiliger Herr des Himmels: mein Vater Bertuccio Renolo, mein theurer Pfleger!“ — Renolo hob den Jüngling auf, schloß ihn in seine Arme und sprach dann mit sanfter Stimme: „Wohl bin ich Bertuccio Renolo, den Du vielleicht auch in dem Meeresgrunde begraben glaubtest und der erst seit kurzer Zeit der schmählichen Gefangenschaft des wilden Morbassan entgangen. Bertuccio Renolo, der Dich aufnahm und der nicht abnen konnte, daß die unvernünftigen Diener, die Bodoeri abschickte, alle er das ihm verkaufte Landhaus in Besitz nehmten wollten, Dich hinausstoßen würden aus dem Hause.“

— Verblendeter Jüngling! Du stehst an, die Waffen zu ergreifen gegen eine despotische Rasse, deren Grausamkeit Dir den Vater raubte? — Ja, gebe hin in den Hof des Fontego: es ist Deines Vaters Blut, dessen Spuren Du noch schauen kannst auf den Steinen des Bodens. Als die Signorie den deutschen Kaufleuten das Kaufhaus, welches Du unter dem Namen des Fontego kennst, übermachte, wurde Jedem, dem man Gemächer einräumte, verboten, die Schlüssel bei der Abreise an sich zu behalten; er mußte sie bei dem Fontegaro lassen. Die-

sem Gesetze hatte Dein Vater entgegengehandelt und war schon deshalb schwerer Strafe verfallen. Als nun aber bei der Rückkehr des Vaters die Gemächer geöffnet wurden, fand sich unter seinen Waaren eine Kiste venetianischer falschäusgeprägter Münzen. Vergebens beteuerte er seine Unschuld; es war nur zu gewiß, daß irgend ein hämischer Teufel, vielleicht der Fontegaro selbst, die Kiste hineingebracht hatte, um Deinen Vater zu verderben. — Die unerbittlichen Richter, mit dem Beneiste, daß die Kiste in Deines Vaters Gemächern gestanden, zufrieden, verurtheilten ihn zum Tode! — Auf dem Hofe des Fontego wurde er hingerichtet. — Auch Du wärst nicht mehr, wenn die treue Margaretha Dich nicht rettete. — Ich, Deines Vaters treuer Freund nahm Dich auf; damit Du Dich der Signorie nicht selbst verraten möchtest, verschwieg man Dir Deines Vaters Namen. Aber nun, nun Anton Dahliger, nun ist es Zeit, nun ergreife die Waffen und räche an den Häuptern der Signorie den schmählichen Tod Deines Vaters!“ Antonio, vom Geist der Rache beseelt, gelobte den Verschworenen Treue und unbesiegbaren Muth. — Es ist bekannt, daß der Schimpf, den Bertuccio Renolo von dem über die Seerüstungen gesetzten Dandolo, der ihn bei einem Streit ins Gesicht schlug, erfahren, ihn bewog, mit dem ehrgeizigen Schwiegerohn sich wider die Signorie zu verschwören. Beide, Renolo und Bodoeri, wünschten dem alten Falieri den Fürstentmantel, um selbst mit ihm zu steigen. — Man wollte (so war der Platz der Verschworenen) die Nachricht ausbreiten, die genuesische Flotte liege vor den Lagunen. In der Nacht sollte dann die große Glocke auf dem Marcusturm gezogen und die Stadt zu erdichteten Vertheidigungen gerufen werden. Auf dieses Zeichen sollten die Verschworenen, deren Anzahl beträchtlich und durch ganz Venedig verbreitet war, den Marcusplatz befreien, sich der Hauptplätze der Stadt bemächtigen, die Häupter der Signorie ermorden, und den Dogen als souveränen Herzog von Venedig ausrufen. Der Himmel wollte aber nicht, daß dieser Mordanschlag gelingen und die Grundverfassung des bedrängten Staates durch den alten von Stolz und Übermuth entstammten Falieri in den Staub getreten werden sollte. Die Versammlungen auf der Giudecca in Falieri's Haufe waren der Wahnsinn des Rades der Zehn nicht entgangen, aber unmöglich blieb es, etwas Gewisses zu erfahren. Da rührte einen der Verschworenen, einen Pelzhändler aus Pisa, Bentian geheißen, das Gewissen; er wollte seinen Freund und Vater, den Nicolao Leoni, der im Mathe der Zehn saß, vom Untergange retten. In der Abenddämmerung begab er sich zu ihm, und beschwore ihn, in der Nacht nicht das Haus zu verlassen, es möge auch geschehen was da wolle. Leoni, von Argwohn ergripen, hielt den Pelzhändler fest und erfuhr, daß er in ihn drang, den ganzen Anschlag. In Gemeinschaft mit Giovanni Gradenigo und Marco Cornaro, berief er nun den Rath der Zehn nach St. Salvator, und von hier aus wurden in weniger als drei Stunden Maßregeln ergreiften, die alle Unternehmungen der Verschworenen im ersten Aufglimmen erstickten mussten.

Dem Antonio war es aufgetragen, mit einem Trupp nach dem Marcusturm zu gehen, und die Glocken anzuziehen zu lassen. So wie er hinkam, fand er den Thurm stark besetzt von Arsenaltruppen, die, als er sich nähern wollte, mit Hellebarden auf ihn eindrangen. Von plötzlichem Todesdrame ergreiften stürzte sein Haufen auseinander, er selbst entwischte in der Dunkelheit der Nacht. Dicht hinter sich hörte er Tritte eines Menschen, der ihm nachsetzte, er fühlte sich ergreifen; schon wollte er den Verfolger niederschlagen, als er bei einem plötzlich aufschimmernden Lichte den Pietro erkannte. „Nette Dich,“

rief dieser, „rette Dich Antonio! in meine Gondel, es ist Alles verraten — Bodoeri — Nenolo — sind in der Gewalt der Signorie — die Thore des herzoglichen Palastes geschlossen — der Doge eingesperrt in sein Gemach — wie ein Verbrecher bewacht von seinen eignen treulosen Trabanten — fort, fort.“ — Halb stummes ließ sich Antonio hineinschleppen in die Gondel. — Dumpfe Stimmen — Klirren der Waffen — einzelne Angstruhe — dann trat mit der tiefsten Finsternis der Nacht lautlose schauerliche Stille ein. Am andern Morgen erblickte der von Todesschrecken zermalmte Vöbel das entsetzliche Schauspiel, das jedes Blut in den Adern gerinnen machte. Der Rath der Zehen hatte noch in derselben Nacht das Todesurtheil über die Hämpter der Verschworenen, die ergriffen worden, gefällt. Gebrostet wurden sie auf dem kleinen Platz zur Seite des Palastes von der Galerie herabgelassen, wo der Doge sonst den Feierlichkeiten zuzuschauen pflegte — ach! wo Antonio vor der holden Annunziata schwieb, wo sie von ihm den Blumenstrauss empfing. — Unter den Leichnamen befanden sich Marino Bodoeri und Bertuccio Nenolo. Zwei Tage nachher wurde der alte Marino Falieri von dem Rath der Zehen verurtheilt und auf der sogenannten Riesentreppe des Palastes hingerichtet.

Wie benutzlos war Antonio umhergeschlichen, niemand griff ihn an; denn niemand kannte ihn als einen der Verschworenen. Als er des alten Falieri graues Haupt fallen sahe, da fuhr er auf, wie aus schwerem Todestraum. — Mit dem Schrei des wildesten Entsegens — mit dem Ausruf: „Annunziata!“ stürzte er in den Palast, durch die Gallerien. — Niemand hielt ihn auf, die Trabanten starrten ihn an, wie beläut von dem Furchterlichen, das sich so eben zugetragen. Die Alte hinkte ihm entgegen laut jammerte und klagte, sie ergriff seine Hand, noch einige Schritte, und er trat mit ihr in Annunziatas Gemach. Da lag die Arme entsezt auf den Postern. Antonio stürzte hin zu ihr, er bedeckte ihre Hände mit glühenden Küszen, er rief die Geliebte mit den sühesten, zärtlichsten Namen. Da schlug sie die holden Himmelsaugen langsam auf, sie sah Antonio — erst war es, als müsse sie sich ihn bestimmen; doch plötzlich räste es, als müsse sie sich auf ihn beissen; den Armen, drückte ihn an ihre Brust — benehme ihn mit heißen Thränen — küßte seine Wangen — seine Lippen. „Antonio — mein Antonio — ich liebe Dich unausprechlich — ja, es giebt noch einen Himmel auf Erden! — Was ist des Vaters — des Dheims — des Gatten Tod gegen die Seligkeit Deiner Liebe — o lass uns fliehen — von dieser blutigen Mordstätte!“ — So rief Annunziata, zerriss von dem bittersten Schmerz und der glühendsten Liebe. Unter tausend Küszen, unter tausend Thränen schworen sich die Liebenden ewige Treue, sie vergaßen die furchtbaren Ereignisse der schrecklichsten Tage; den Blick von der Erde abgewandt, schauten sie auf in den Himmel, den ihnen der Geist der Liebe erschlossen. Die Alte riech nach Chiozza zu fliehen, Antonio wollte dann zu Lande in umgekehrter Richtung weiter berauf nach seinem Vaterlande. Freund Pietro verschaffte ihm eine kleine Barke, die an der Brücke bei der hintern Seite des Palastes angelegt wurde. Eingehüllt in diese Schleier schlich Annunziata, als es Nacht wurden mit dem Gesicht, von der alten Margaretha, die in der Kapuze reiche Juwelenkästchen trug, begleitet, über die Treppen hinab. Unbemerkt kamen sie an die Brücke, und stiegen hinein in die Barke. Antonio ergriff das Ruder, und fort ging es in schneller rüstiger Fahrt. Wie ein fröhlicher Liebesbote tanzte der helle Mondeschimmer auf den Wellen vor ihnen her. Sie waren auf hoher See. Da begann es seltsam zu pfeifen und zu sausen in hoher Luft — finstere Schatten kamen gezogen,

und hingen sich wie dunkle Schleier über das leuchtende Antlitz des Mondes. Der tanzende Schimmer, der fröhlich Liebesbote sank herab in die schwarze Tiefe voll dumpfer Donner. Der Sturm erhob sich, und jagte die düsteren, zusammengeballten Wolken mit zornigem Zischen vor sich her. Hoch auf und nieder flog die Bark. „O hilf, o Herr des Himmels!“ schrie die Alte. Antonio, des Rübers nicht mehr mächtig, umschlang die heile Annunziata, die von seinen glühenden Küszen erwacht, ihn mit der Inbrunst der seligsten Liebe an ihren Busen drückte. „O mein Antonio! — meine Annunziata!“ So riefen sie, des Sturms nicht achtend, die immer entzückter tobte und brausete. Da strecte das Meer, die eiserne Wut des entthaupteten Falien, die schäumenden Wellen wie Riesenarme empor, erfaßte die Liebenden, und riß sie sammt der Alten hinab in den bodenlosen Abgrund!

Als der Mann im Mantel auf diese Weise seine Erzählung geendet hatte, sprang er schnell auf, und verlor mit starken raschen Schritten das Zimmer. Die Freunde sahen ihn stillschweigend und ganz verwundert nach, dann traten sie aufs neue vor das Gemälde. Der alte Dog schmunzelte sie wieder an, in thörichtem Prunk und feindlicher Eitelkeit, aber als sie nun der Dogaresca rührte in Antlitz schauten, da gewahrten sie wohl, wie die Schatten eines unbekannten, nur gehabten Schmerzes auf der Lilienfurn lagen, wie sehnichtige Liebestraume unter den dunkeln Wimpern hervorleuchteten und um die süßen Lippen schwieben. Aus dem fernen Meer, aus den duftigen Wolken, die San Marco einhüllten, schien die feindliche Macht Tod und Verderben zu drohen. Die süße Bedeutung des anmutigen Bildes ging ihnen klar auf, aber auch alle Wehmuth der Liebesgeschichte Antonios und Annunziatas kehrte, so oft sie das Bild auch noch anbliden mochten, wieder, und erschütte ihr immores Gemüth mit süßen Schauern.

Die Freunde lobten die Erzählung, und waren einstimmig im Urtheil, daß Ottmar die wahre Geschichte des ehrfürchtigen, unglücklichen Dogen Marino Falieri auf acht serapontische Weise benutzt habe.

„Ottmar,“ sprach Bothar, „ließ es sich aber sauer werden, als er die Erzählung schrieb. Denn außerdem, daß ihn das hübsche Bild untern wackern Kolbe zu den Ganzen begeistert, lag es Bret's Geschichte von Venedig immer aufgeschlagen auf dem Tische, und das ganze Zimmer hatte er mit pittoresken Ansichten von den Gewässern und Plätzen Venedigs geschmückt, die er, Gott weiß noch, überall aufgetrieben. Deshalb ist die Erzählung so individuell lokal geworden, wie sie sein mußte.“

Die Mitternachtstunde hatte geschlagen, die Freunde schieden in der fröhlichsten Stimmung.

Vierter Abschnitt.

Binzenz und Sylvester hatten sich eingefunden. Bothar hielt ihnen eine lange Rede, worin er auf höchst ergötzliche Weise sehr weitläufig die Pflichten eines würdigen Serapions-Bruders entwickelte: „Und nun,“ schloß er, „ver sprech mir, theure würdige Novize, mittels feierlichen Handschlags, der Regel des heiligen Serapion treu zu seyn, d. h. Euer ganzes Bestreben dahin zu richten, bei den Versammlungen des seligen Bundes Euch so geistreich, lebendig, gemüthlich, ansehnbar und witzig zu zeigen, als es nur in Euren Kräften steht.“

„Ich, für mein Theil,“ nahm Vinzenz das Wort, „verspreche das mit voller Seele. Ich will meine ganze Habe an Geist und Gemüth zur Bundes-Käse tragen, aus der Ihr mich dann ernähren, ja ordentlicher Weise müssen kommt. Ich will jedo'mal, wenn ich bei Euch eingetreten gedenke, wie man im Sprichwort sagt, vorher meinem Aßen reichlichen Zucker darbieten, damit er auf bekomme zu allerlei zierlichen Capriolen. Und da Euer Schutzpatron allen Ruhm, alle Ehre erworben durch geheimlichen Wahnsinn, will ich mich vorzüglich bemühen, ihm nachzueifern, so daß es dem Bunde nie an lobenswerter Tollheit fehlen sollt. Ich kann, verlangst Du es, mein würdiger Lothar, wünscht Ihr es, meine geschätztesten Serapions-Brüder, mit den saubersten siren Ideen wechseln. Ich kann mir, wie der Professor Titel, einbilden, römischer Kaiser, oder, wie der Pater Samboni, Cardinal zu seyn. Ich kann wie jene Frau des Trallianus glauben, das Weltall ruhe auf meinem linken Daumen, oder meine Nase sey von Glas, und leichte in den schönsten Farben prismaatisch hinauf, an Band und Decke, oder mich, wie der kleine Schotte Donald Monroe, für einen Spiegel halten, und alle Blicke, Grimassen, Posituren dessen nachmachen, der mir ins Gesicht schaut. Ja, ich kann überzeugt seyn, meine anima sensitiva habe mir, wie dem Chevalier d'Épernay, den Kopf kohl geschoren, und ich läßt Euch nur Respekt ein durch die wenigen Haare, die ich noch auf den Jähnen behalten. — Ihr werdet als würdige Serapions-Brüder all' diesen Wahnsinn zu ehren wissen! — Tut das Leute! und verschafft nicht etwa darauf, mich kuriren und gar Mittel anwenden zu wollen nach der Methode des Börbare, des Merkurialis, des Antius von Amyda, des Friedrich Kraft, des Herrn Richter, welche sämmtlich fattsamen Prügeln amrathen und sanftes Mauselbellen. Und doch wirken Prügel wohlthätig auf Verstand und Herz, und beleben den Körper zu den wichtigsten Funktionen. — Was wäre aus uns geworden, hätten wir eine einzige Bokabel in den Kopf gebracht in Quinta ohne nüchternes Prügeln? — Ja! ich gedenke noch, daß, wie ich in meinem zwölften Jahre Werthers Leiden gelesen hatte, ich mich stracks in ein dreißigjähriges Fräulein verliebt und mich todtchießen wollte. Mein Vater heilte glücklich die zu große Reizbarkeit meines Herzens nach Phaës und Valusius de Taranta, welche eine gute Tracht Schläge auf den Hals als ein kräftiges Mittel wider die Liebe empfehlen. Zu gleicher Zeit meinte der Alte hohe Vaterthränen vor Freude über die Entdeckung, daß sein Söhnlein wirklich kein Het sey; denn dieses Thier wird nach bekannter Erfahrung desto verliebter, je mehr und besser man es prügelt! — Und was den Körper anlangt und dessen Funktionen! — O ruft Euch doch nur jenen Venetianischen Prinzen ins Gedächtniß, dessen Campanella erwähnt! — Der gute Fürst konnte nicht anders zu Stuhle gehen, als wenn er vorher von einem dazu ausdrücklich befördeten Mann erschrecklich abgeprügelt worden! —

„O aller Fabulanten ergöhltester Fabulant,“ rief Theodor, „Du ganzes Geschworengericht des skurrilen Spases, wie lustig verführst Du Deine Capriolen und Courbetten! Aber thue das immerhin. — Blige hinein, sollte es manchmal zu still und dunkel unter uns werden, mit den absonderlichsten Redensarten, und belebe vorzüglich unsern Sylvester, der nach seiner gewöhnlichen Art und Weise bis jetzt noch kein einziges Wort gesprochen.“

„Überhaupt,“ sprach Ottmar, „hab ich mich kaum überzeugen können, daß es wirklich Sylvester ist, der dort auf dem Stuhle sitzt und uns so freundlich anlächelt. Denn ganz unmöglich scheint es mir, daß er so-

balb seinen ländlichen Aufenthalt verlassen könnte, dessen Vorzüge vor unserer Stadt er so hoch pries, und ich denke immer, am Ende ist es nur ein hübscher Spuk, und Sylvester verschwindet uns plötzlich vor unsern sehenden Augen in den zierlichen Dampfwolken, die er aus dem Zigarro bläst!“ —

„Gott behüte und bewahre,“ rief Sylvester lachend, „glaubst Du denn, daß ich friedlicher ruhiger Mann mich umgesetzt habe in einen Herrenkler, der ehrliche Leute nicht mit seiner werthen Person! Glaubst Du, daß ich die mindeste Anlage habe zu einem Philadelphia oder Svedenborg? — Beklagst Du Dich, Theodor, über meine Wortkargheit, so wisse, daß ich gerade heute mit Bedacht den Athem spare, weil ich nichts Geringeres im Sinne trage, als Euch eine ziemlich lange Erzählung vorzulegen, zu der mich ein sehr hübsches Bild unseres wackeren Karl Kolbe entzündete, und die ich während meines ländlichen Aufenthalts niederschrieb. — Wunderst Du Dich darüber, Ottmar, daß ich, unerachtet ich die Muße des Landlebens so hoch stelle, doch wieder hierher kom, so bedenke, daß, ist auch das ewige rostlose Gewühl, die leere Geschäftigkeit der großen Stadt meinem ganzen innern Wesen zuwider, ich doch auch dagegen, will ich als Dichter und Schriftsteller bestehen, mancher Anregung bedarf die ich nur hier finde. Eine Erzählung, die ich für gut halte, wäre nimmermehr entstanden, hätte ich nicht Kolbes Bild auf der Kunstausstellung geschaut, und hätte ich nachher mich nicht der Muße des Landlebens hingegeben.“

„Sylvester hat Recht,“ nahm Lothar das Wort, „wenn er als Schauspiel, als Romandichter die Unregungen in dem bunten Gewühl der großen Stadt sucht, und dann dem Geist ruhige Muße gönnst, das zu schaffen, wozu er angeregt worden. Jenes Bild konnte Sylvester auch auf dem Lande schauen; aber nicht die lebendigen Personen, die sich darum herbewegten, und in die hinein jene gemalten Personen des Bildes traten. Dichter jener Art dürfen sich nicht zurückziehen in die Einsamkeit, sie müssen in der Welt leben, in der buntesten Welt, um schauen und auffassen zu können ihre unendlich mannigfachen Erscheinungen!“ —

„Ha!“ rief Vinzenz, „wie jauchzt der Herr von Jacques im Shakspeare, als er den Monsieur Probstein im Walde gefunden? — Ein Narr, ein Narr! — Ich traf 'nen Narr im Walde, 'nen schechten Narr — o jämmerliche Welt. So jauchzt ich: ein Poet! — ein Poet! — ich traf einen Poeten! — Der taumelte zu hoher Mittagszeit aus dem dritten Weinhouse, schaute hinauf mit den trunksüchtigen Augen zur Sonne, rief begeistert: „O süßes mildes Mondenlicht, wie fallen Deine Strahlen in mein Inneres hinein, und erleuchten fassam die ganze Welt, die ich darin hege und pflege! — Wande vor mir her, wackeres Gestirn, damit ich nach dem Ort hinfleure, wo mir Lebenserfahrung, Menschenkenntniß zuströmt in Fülle zum nüchternen Gebrauch — Charakter! — lebendige Zeichnung ohne Studien nicht möglich. — Herrliches Getränk, vortrefflicher Eiser, der die Herzen erschließt und die Fantasie entzündet! — Ja, er lebt in mir, der dort in jenem Zimmer Salami genießt. Es ist ein großer hager Mann, trägt einen blauen Frack mit gelben Knöpfen, englische Stiefel, schnupft Tabak aus einer schwarzlackirten Dose, spricht geläufig deutsch, und ist daher, unerachtet jener Stiefel, und der italienischen Wurst ein deutscher, herrlicher, lebensvoller Charakter für meinen neuesten Roman! — Aber — mehr Menschenkenntniß — mehr Charakter! — Und damit lief mein Poet mit günstigem Winde ein, in die Bucht des vierten Weinhauses!“ —

„Schweige,“ rief Lothar, „Du Olivarius Text-

dreher! — So nenne ich ich Dich, weil Du mir in der That meinen ganzen Text verdrückst! — Ich weiß recht gut, was Du mit Deinem trunkenen Poeten, der Lebenserfahrung in den Weinhäusern sammelt, und mit seinem Mann im blauen Frack meinst, und mag über dieses Thema gar nichts mehr sagen. Aber ganz andere Leute glauben ebenfalls, daß sie, haben sie die Persönlichkeit dieses, jenes unbedeutenden Subjekts, das ihnen in den Weg kam, genau abgeschrieben, ins Leben greifende Charaktere aufstellen. Mit dem besonderen Zopf, den dieser, jener alte Mann trägt, mit der Farbe, in die sich dieses, jenes Mädchen kleidet, ist es noch gar nicht gethan. Es gehört ein eigener Sinn, ein durchdringender Blick dazu, die Gestalten des Lebens in ihrer tiefen Eigenthümlichkeit zu erschauen, und auch mit diesem Erkennen ist es noch nicht gethan. Alle die aufgesetzten Bilder, wie sie im ewigen bunten Wechsel sich ihm zeigten, bringt der Geist, der in dem wahren Dichter wohnt, erst auf die Kapelle; und wie aus dem Niederschlag des Chemischen Prozesses gehen als Substrat die Gestalten hervor, die vor Welt, den Leben in seiner ganzen Extension angehören. Das sind die wunderbaren Personen, die ohne Rücksicht auf Ort, auf Zeit ein jeder kennt, mit denen ein jeder befreundet ist, die fort und fort unter uns lebendig wandeln! — Darf ich wohl des herrlichen Sandro Boticeli, des Hallstoffs erwähnen? — Und weil Du, Binzenz, gerade vom blauen Frack sprachst, es ist wohl ein eigen Ding, daß die Gestalt, die der wahre Dichter auf jene Weise schuf, sich von selbst ganz artig um ihrem Charakter gemäß kleidet." — „Ei," sprach Ottmar, „das ist im Leben auch nicht anders. Gewiß haben wir alle bei irgendeiner besondern Errscheinung, die uns in den Weg tritt, sehr lebhaft gespült, daß der Mann vermöge seines ganzen Wesens nun ganz unmöglich eine andere Mütze, einen andern Hut, einen anderen Rock tragen darf als wie er ihn eben trägt. Das dies geschieht, ist eben nicht so wunderbar, als, daß wir es erkennen."

„Liegt es denn aber nicht bloß in unserer Erkenntniß, daß es geschieht?" unterbrach Cyprian den Freund. — „O Spiegelmäßigkeit ohne Gleichen," rief Binzenz. „Uns," sprach Sylvester mit lebhafterem Ton als es sonst seine Art war, „und Alles was Lothar behauptet ist doch so wahr, so recht aus meiner Seele genommen. — Vergestet aber nicht, daß nächst unserm erquicklichen Zusammenseyn ich auch auf dem Lande einen Genuss entbehre, der mein ganzes Wesen, es ganz und gar durchdringend, hoch erhebt. Ich meine nichts anders als die mannigfachen musikalischen Produktionen, die Aufführungen der herrlichen Meisterwerke des Gesanges. Erst heute hat mich Beethovens Messe, die, wie Ihr wisst, in der katholischen Kirche aufgeführt wurde, wohllich im höchsten Sinn des Worts ergreiffen."

„Und das," sprach Cyprian mürrisch, „verwundert mich nur deshalb nicht, weil Dir, Sylvester, die Entbehrung dergleichen Dinge im bessern Lichte erscheinen läßt. Dem Hungriernden schmeckt die geringere Rost. Denn, aufrichtig gesagt, Beethoven hat in seinem Hochamt eine gar häbliche, auch wohl geniale Musik geliefert, aber nur durchaus kein Hochamt. — Wo ist der strenge Kirchenstil geblieben?"

„Ich weiß es schon," nahm Theodor das Wort, „Du Cyprian! statuierst nur die alten Conzepte, erschriest in der Kirchen-Partitur vor allen schwargen Noten, und treibst die Strenge gegen alles Neuere bis zur Unrechtmäßigkeit."

„Wahr ist es indessen," sprach Lothar, „daß in Beethovens Messe mir vieles zu jubilirend, zu irdisch jauchzend klingt. Überhaupt möcht' ich wissen woher die völlige mit einander kontrastirende Verschiedenheit des

Geistes liegt, in dem die Meister die einzelnen Sätze des Hochamts komponirt haben?"

„Ei," rief Sylvester, „das ist es auch, was mir oft als unerklärlich aufgefallen ist. Man sollte meinen, daß z. B. die Worte: Benedictus qui venit in nomine Domini, nur auf gleiche fromme ruhige Weise gesetzt werden könnten und doch weiß ich nicht allein, daß diese Worte von den größten Meistern in ganz verschiedenem Charakter komponirt worden sind, sondern auch daß, von den verschiedensten Empfindungen durchdrungen, ich niemals die Composition dieses, jenes ganzen Mannes, als verfehlt zu verwerfen vermochte. Theodor könnte uns hierüber aufklären."

„Das wollte ich wohl," sprach Theodor, „so gut ich vermöge, aber ich müßte Euch eine kleine Abhandlung vortragen, die mit ihrem Ernst fonderbar abscheulich wäre gegen die lustige Weise, in der heute unsere Versammlung begann."

„Ist es?" erwiderte Ottmar, „ist es denn nicht ein recht serapionsmäßig, daß Ernst und Scherz wechseln Sprich Dich daher nur getrost aus Theodor, über einen Gegenstand, der uns alle, nehme ich etwa um Binzenz aus, der nichts von der Musik versteht, höchst interessirt. — Ich bitte auch den neuen Serapionsbruder Binzenz, daß er den sturrilien Spas, der ihn eben auf den Lippen schwelt, verschlucke und unser Redner nicht unterbreche!"

„O Serapion!" seufzte Binzenz mit aufwärts gerichteten Blick; Theodor begann aber ohne weiteres in folgender Art:

„Das Gebet, die Andacht, regt gewiß das Gemüth nach seiner eigenthümlich in ihm herrschenden oder um augenblicklichen Stimmung, wie sie von physischen oder psychischen Wohlseynen, oder von eben solchem Leid erzeugt wird, auf. Bald ist daher die Andacht, immer Zecknirschung bis zur Selbstverachtung und Schmach, Hinsinken in den Staub vor dem vernichtenden Blitzestrahl des dem Sünder zürnenden Herrn der Welt, bald kräftige Erhebung zu dem Unendlichen, kindliche Vertrauen auf die göttliche Gnade, Borgefühl der verheissen Seligkeit. Die Worte des Hochamts geben in einem Cyclus nur den Anlaß, höchstens den Leitfaden der Erbauung, und in jeder Stimmung werden sie den richtigen Anklang in der Seele erwecken. Im Kyrie wird die Barmherzigkeit Gottes angerufen; das Gloria preist seine Macht und Herrlichkeit; das Credo spricht den Glauben aus, auf den die fromme Seele fest bauet und nachdem im Sanctus und Benedictus die Heiligkeit Gottes erhoben und Segen daraus verheißen werden, die voll Vertrau'n sich ihm nahen, wird im Agnus und im Dona noch zum Mittler gesetzt, daß er Verübung und seinen Frieden schenke der frommen, glaubenden, hoffenden Seele. Schön dieser Allgemeinheit wegen, die der tiefen Beziehung, der inneren Bedeutung, welche ein jeder nach seiner individuellen Gemüthsstimmung hineinlegt, nicht voreignet, schmiegt sich der Text der mannigfaltigsten musikalischen Behandlung an, und eben deshalb gibt es so ganz in Charakter und Haltung von einander abweichende Kyrie, Gloria u. s. w. Man vergleiche nur z. B. die beiden Kyrie in den Messen aus C dur und D mol von Joseph Haydn, und eben so seine Benedictus. — Sagen hieraus folgt, daß der Komponist der, wie es seitens folgte, von wahrer Andacht begeistert zur Composition eines Hochamts schreitet, die individuelle religiöse Erinnerung seines Gemüths, der sich jedes Wort willig schmiegt, vorherrschen und sich durch das Misere, Gloria, Qui tollis u. s. w. nicht zum bunten Gemüth des herzzerwärmendsten Zimmers der geknickten Säle mit jubilirendem Geläut verleiten lassen wird. Al-

Arbeiten dieser legten Art, wie sie in neuerer Zeit auf höchst frivole Weise gemacht wurden, sind Mißgebürtungen von einem unreinen Gemüth erzeugt, die ich eben so lebhaft verwerfe als Cyprian. Aber hohe Bewunderung zolle ich den herrlichen Kirchen-Compositoren Michael und Joseph Haydns, Hafses, Raumanns u. a. ohne der alten Werke der frommen italienischen Meister (eo, Durante, Benevoli, Perli, u. a.) zu vergessen, deren hohe würdige Einfachheit, deren wunderbare Kunst ohne bunte Ausweichungen eingreifend ins Innere zu modulieren, in neuerer und neuster Zeit ganz verloren gegangen zu seyn scheint. Das, ohne an den ursprünglichen reinen Kirchenstil schon deshalb festhalten zu wollen, weil das Heilige den bunten Schmuck irdischer Spitzfindigkeiten verschmäht, auch schon jene einfache Musik in der Kirche musikalisch mehr wirkt, ist nicht zu bezeugen, da die Töne, je schneller sie aufeinander folgen, desto mehr im hohen Gewölbe verhallen und das Ganze undeutlich und unverständlich machen. Daher zum Theil die große Wirkung des Chorals in der Kirche. Mit Dir Cyprian, räume ich auch den erhabenen Kirchengesängen aus der ältern Zeit, schon ihres wahrhaft heiligen immer festgehaltenen Stils halber den Vorzug vor der neueren Kirchenmusik unbedingt ein, indessen bin ich doch der Meinung, daß man mit dem Reichthum den die Musik, was hauptsächlich die Anwendung der Instrumente betrifft, in neuerer Zeit erworben, in der Kirche zwar nicht prunkenden Staat treiben dürfe, ihn doch aber auf edle, würdige Weise anwenden könne. Das gewagte Gleichniß, daß die ältere Kirchenmusik der Italiener sich zu der neueren deutschen verhalte wie die Peterskirche zum Strassburger Münster, möchte ziemlich treffend seyn. Die grandiosen Verhältnisse jenes Baues erheben das Gemüth, indem sie commensurabel bleiben; aber mit einer felsamen inneren Beunruhigung staunt der Beschauer den Münster an, der sich in den kühnen Windungen, in den sonderbarsten Verzückungen bunter fantastischer Figuren und Sieratzen hoch in die Lüfte erhebt. Allein selbst diese Unruhe regt ein, das Unbekannte, das Wunderbare ahnendes Gefühl auf, und der Geist überläßt sich willig dem Traume, in dem er das Überirdische, das Unendliche zu erkennen glaubt. Nun! und eben dies ist ja der Eindruck des Nein-Romantischen wie es in Haydns Kompositionen lebt und webt. — Dass es jetzt einem Komponisten nicht so leicht gelingen wird in jenem hohen einfachen Styl der alten Italiener einen Kirchen-Gesang zu setzen ist leicht zu erklären. Nicht daran denken will ich, daß der wahrhaftige fromme Glaube, der jenen Meistern die Kraft gab das Heiligste in hohen würdigen Tönen zu verkünden, wohl selten in dem Gemüth des Künstlers aus der neuesten Zeit wohnen dürfe, ich will nur des Unvermögens, das der Mangel des wahren Genius herbeiführt und dann eben so des Mangels an Selbstverleugnung erwähne. Regt nicht in der höchsten Einfachheit der tiefe Genius seine kräftigsten Schwingen? Wer aber löst auch nicht gern den Reichthum der ihm zu Gebote steht, vor Aler Augen glänzen, und ist zufrieden mit dem Beifall des einzelnen Kämers, dem auch ohne Prunk das Gediegene, das Liebste oder vielmehr das einzige Liebste ist? Daburch, daß man anfang sich überall derselben Mittel des Ausdrucks zu bedienen, ist es nun beinahe dahin gekommen, daß es gar keinen Styl mehr giebt. In der komischen Oper hört man oft feierliche gravitätisch daher schreitende Söge, in der ersten Oper tanzelnde Fledchen, und in der Kirche Oratoren und Aemter nach Operngusschnitt. Aber es gehört auch eine seltene Tiefe des Geistes, ein hoher Genius dazu selbst bei der Anwendung des sorgfältigen Gesanges, des ganzen Reichthums der Instrumenten.

mente ernst und würdevoll, kurz, kirchenmäßig zu bleiben. Mozart, so galant er in seinen beiden bekannteren Messen aus C dur ist, hat im Requiem jene Aufgabe herrlich gelöst: es ist dies in Wahrheit eine romantisch heilige Musik, aus dem Innersten des Meisters hervorgegangen. Wie vortrefflich auch Haydn in manchen seiner Aemter von dem Heiligsten und Erhabensten in herrlichen Tönen redet, darf ich wohl nicht erst sagen, obgleich man ihm mit Recht hier und da manche Spielerei vorwerfen mag. — So wie ich nur vernahm, Beethoven habe ein Amt gesetzt, ehe ich eine Note davon gehört oder gelesen hatte, vermutete ich gleich, daß, was Styl und Haltung betrifft, der Meister sich den alten Joseph zum Vorbilde nehmen würde. Und doch fand ich mich getäuscht in Ansehung dessen, wie Beethoven die Worte des Hochamts aufgefaßt hat. Beethovens Genius bewegt sonst gern die Hebel des Schauers, des Entsegens. So, dachte ich, würde auch die Anschauung des Überirdischen sein Gemüth mit innerem Schauer erfüllen und er dies Gefühl in Tönen aussprechen. Im Gegentheil hat aber das ganze Amt den Ausdruck eines kindlich heitern Gemüths, das auf seine Reinheit bauend, gläubig der Gnade Gottes vertraut und zu ihm fleht wie zu dem Vater, der das Beste seiner Kinder will und ihre Bitten erhört. Nächst diesem allgemeinen Charakter der Komposition ist es die innere Struktur, so wie die verständige Instrumentierung, wenn man nur einmal von der Tendenz, wie ich sie erst hinsichts des in der Kirche anzuwendenden musikalischen Reichthums aufstellte, ausgeht, ganz des genialen Meisters würdig."

„Aber eben diese Tendenz,“ nahm Cyprian das Wort, „ist nach meiner Überzeugung ganz verkehrt, und kann zur ruchlosen Entheiligung des Höchsten führen. — Laß mich es sagen, wie ich über Kirchenmusik denke, und Du wirst finden, daß ich wenigstens mit mir selbst darüber ganz im Reinen bin. — Keine Kunst, glaube ich, gibt so ganz und gar aus der inneren Vergeistigung des Menschen hervor, keine Kunst bedarf nur einzige rein geistiger überirischer Mittel, als die Musik. Die Ahnung des Höchsten und Heiligsten, der geistigen Macht, die den Lebensfunken in der ganzen Natur entzündet, spricht sich hörbar aus im Ton, und so wird Musik, Gesang der Ausdruck der höchsten Fülle des Daseyns — Schöpferlob! — Ihrem inneren eigenthümlichen Wesen nach ist daher die Musik religiöser Cultus, und ihr Ursprung einzig und allein in der Religion, in der Kirche zu suchen und zu finden. Immer reicher und mächtiger ins Leben tretend, schüttete sie ihre unerschöpflichen Schätze aus über den Menschen, und auch das Profane durfte sich dann, wie mit kindlicher Lust in dem Glanzpuhen, mit dem sie nun das Leben selbst in all seinen kleinen und kleinlichen irdischen Beziehungen durchstrahlte. Aber selbst das Profane erschien in diesem Schmuck, wie sich sehndend nach dem göttlichen höheren Reich, und strebend einzutreten in seine Erscheinungen. — Eben dieses, ihres eigenthümlichen Wesens halber, konnte die Musik nicht das Eigentum der antiken Welt seyn, wo alles auf sinnliche Verleiblichung ausging, sondern mußte dem modernen Zeitalter angehören. Die beiden einander entgegengesetzten Pole des Heidenthums und des Christenthums sind in der Kunst die Plastik und die Musik. Das Christenthum vernichtete jene, und schuf diese, so wie die ihr zunächst stehende Malerei. In der Malerei kannten die Alten weder Perspektive noch Colorit, in der Musik weder Melodie noch Harmonie. Melodie nehme ich im höhern Sinn als Ausdruck des inneren Affekts, ohne Rücksicht auf Worte und ihren rhythmischen Verhalt. Aber es ist nicht diese Mangelhaftigkeit, die etwa nur die gerigere Stufe, auf der damals Musik und Malerei standen, bezeichnet, sondern, wie in

anfruchtbarem Boden ruhend, nicht entfalten konnte sich der Keim dieser Künste, der im Christenthum herrlich aufging, und Blüthen und Früchte trug in üppiger Fülle. Beide Künste, Malerei und Musik, behaupteten in der antiken Welt nur scheinbar ihren Platz; sie wurden von der Gewalt der Plastik erdrückt, oder vielmehr in den gewaltigen Massen der Plastik konnten sie keine Gestalt gewinnen; beide Künste waren nicht im mindesten das, was wir jetzt Malerei und Musik nennen, so wie die Plastik durch die, jeder Verleiblichung entgegenstrebende Tendenz der christlichen Künste, gleichsam die Geistigen verschlügt, aus dem körperlichen Leben entwich. Aber selbst der erste Keim der heutigen Musik, in dem das heilige, nur der christlichen Welt auflosbare Geheimniß verschlossen, konnte schon der antiken Welt nur nach seiner eigenhümlichsten Bestimmung, d. h. zum religiösen Kultus dienen. Denn nichts anders als dieses waren ja selbst in der frühesten Zeit ihre Dramen, welche Fest-Darstellungen der Leiden und Freuden eines Gottes enthielten. Die Declamation wurde von Instrumenten unterstützt, und schon dieses beweiset, daß die Musik der Alten rein rhythmischem war, wenn sich nicht auch anderweitig darthun ließe, daß, wie ich schon vorhin sagte, Melodie und Harmonie, die beiden Angeln, in denen sich unsere Musik bewegt, der antiken Welt unbekannt blieben. Mag es daher seyn, daß Ambrosius und später Gregor um das Jahr fünfhundert ein und neunzig antike Hymnen den christlichen Hymnen zum Grunde legten, und daß wir die Spuren jenes bloß rhythmischem Gesanges noch in dem sogenannten Canto Fermo, in den Antiphonien antreffen: so heißt das doch nichts anders, als daß sie den Keim, der ihnen überkommen, bezugnahmen, und es bleibt gewiß daß das tiefere Beachten jener antiken Musik nur für den forschenden Antiquar Interess haben kann, dem ausübenden praktischen Componisten ging aber die heiligste Tiefe seiner herrlichen achtchristlichen Kunst erst da auf, als in Italien das Christenthum in seiner höchsten Glorie strahlte, und die hohen Meister in der Weise göttlicher Begeisterung das heiligste Geheimniß der Religion in herlichen nie gehörten Tönen verkündeten. — Merkwürdig ist es, daß bald nachher, als Guido von Arezzo tiefer in die Geheimnisse der Tonkunst eingedrungen, diese den Unverständigen ein Gegenstand mathematischer Spekulationen und so ihr eigenhümlichstes inneres Wesen, als es kaum begonnen sich zu entfalten, verkannt wurde. Die wunderbaren Lauten der Geistersprache waren erwacht, und hielten hin über die Erde; schon war es gelungen, sie festzubannen, die Hieroglyphen des Tons in seiner melodischen und harmonischen Verkettung war gefunden. Ich meine die Musikschrift der Noten. Aber nun galt die Bezeichnung für die Bezeichnungen selbst; die Meister versteckten sich in harmonische Künstelein, und auf diese Weise hätte die Musik, zur spekulativen Wissenschaft entstellt, aufzuhören müssen Musik zu seyn. Der Kultus wurde, als endlich jene Künstelein auf's Höchste gestiegen waren, durch das, was sie ihm als Musik aufdrang, entweicht, und doch war dem, von der heiligen Kunst durchdrungenen Gemüth nur die Musik wahrer Kultus. So konnte es also nur ein kurzer Kampf seyn, der mit dem glorreichen Siege der ewigen Wahrheit über das Unwahre endete. Ausgesöhnt mit der Kunst wurde der Papst Marcellus der zweite, der im Begriff stand, alle Musik aus den Kirchen zu verbannen, so aber dem Kultus den herrlichsten Glanz zu rauben, als der hohe Meister Palestrina, ihm die heiligen Wunder der Tonkunst in ihrem eigenhümlichsten Wesen erschloß. Auf immer wurde nun die Musik der eigentlichste Kultus der katholischen Kirche, und so war damals die tiefste Erkenntniß jenes innern Wesens der Tonkunst in dem frommen Ge-

müth der Meister aufgegangen und in wahrhaftiger religiöser Begeisterung strömten aus ihrem Innern ihre unsterblichen innenahmlichsten Gesänge. Du weißt, Theodor, daß die sechsstimmige Messe, die Palestrina damals (es war ja wohl im Jahr 1555?) komponierte um den ergürten Papst wahre Musik hören zu lassen, unter dem Namen Missa Papa Marcelli sehr bekannt geworden ist. Mit Palestrina hob unstreitig die heilige Periode der Kirchenmusik, mithin der Musik überhaupt an, die sich beinahe zweihundert Jahre bei immer zunehmendem Reichtum in ihrer frommen Wahrheit und Kraft erhielt, wiewohl nicht zu läugnen ist, daß schon in dem ersten Jahrhundert nach Palestrina jene sehr unnahmliche Einfachheit und Würde, sich in einer gewisse Eleganz verlor, um die sich die Componisten bemühten. Welch ein Meister ist Palestrina! — Das allen Schmuck, ohne melodischen Schwung folgen in seinen Werken meistens vollkommen konsonirend Alte auf einander, von deren Stärke und Kühnheit das Gemüth mit unnambarer Gewalt ergriffen und zum Höchsten erhoben wird. — Die Liebe, der Einflang alles Geistigen in der Natur, wie er dem Christen verleiht, spricht sich aus im Akkord, der daher auch erst im Christenthum zum Leben erwacht, und so wird der Akkord, die Harmonie, Bild und Ausdruck der Geisterschaft, der Vereinigung mit dem Ewigen, dem Ideal, das über uns thront, und doch uns einschließt. In reinsten, heiligsten, kirchlichsten muß daher die Musik seyn, welche nur als Ausdruck jener Liebe aus dem Innern aufgeht, alles Weltliche nicht beachtend und verschmähend. So sind aber Palestrina's einfache, wahrhafte Werke, die in der höchsten Kraft der Feinheit und Liebe empfangen, das Göttliche verkünden mit Macht und Herrlichkeit. Auf seine Musik paßt eigentlich das, womit die Italiener das Werk manches, gegen ihr feichten, ärmlichen Componisten bezeichneten; es ist wahrhafte Musik aus der andern Welt — Musica del' altro mondo.

Die Folge konfrontirender, vollkommener Dreiklang ist uns jetzt in unserer Verleiblichung so fremd geworden, daß mancher, dessen Gemüth dem Heiligen ganz verschlossen, darin nur die Unbehülflichkeit der technischen Struktur erblickt. Indessen auch selbst von jeder höheren Einsicht abgesehen, nur das beachtend, was man im Kreise des Gemeinen Wirkung zu nennen pflegt, liegt es am Tage, daß, wie Du schon erst bemerktest, Theodor in der Kirche, in dem großen weithallenden Gebünd, gerade alles Verfremdet durch Übergänge, durch kleine Zwischennoten, die Kraft des Gesanges bricht. In Palestrinas Musik trifft jeder Akkord den Zuhörer mit der ganzen Gewalt, und die künstlichsten Modulationen werden nie so, wie eben jene läbigen, gewölkigen, woblende Strahlen hereinbrechenden, Akkorde, auf das Gemüth zu wirken vermögen. Palestrina ist einfach, wahrhaft, kindlich fromm, stark und mächtig, achtlichlich in seinen Werken, wie in der Maledicione von Tortona und unser Albrecht Dürer. Sein Componir war Religionsübung. Doch will ich auch nicht der hohen Meister, Caldara, Barnabei, Scarlatti, Marcelli, Lotti, Porpora, Bernardo, Leo, Valotti u. a. vergessen, die alle sich einfach, würdig und kräftig erhielten. — Lebhaft geht in diesem Augenblick die Erinnerung an die siebenstimmige alla Capella gesetzte Messe des Alessandro Scarlatti in mir auf, die Du einmal, Theodor, unter Deiner Leitung von Deinen guten Schülern und Schülerinnen singen ließest. Dies Hochamt ist ein Muster des wahren mächtigen Kirchenstils, unerachtet es schon den melodischen Schwung, den die Musik zu der Zeit (1705) gewonnen, in sich hat. — „Und,“ sprach Theodor, „des mächtigen Händel“

des unmachbaren Hasses, des tiefmündigen Sebastian Bach gedenkt Du gar nicht?"

„Ei," erwiderte Cyprian, „diese rechne ich eben noch ganz zu der heiligen Schaar, deren Inneres die Kraft des Glaubens und der Liebe stärkte. Eben diese Kraft schuf die Begeisterung in der sie in Gemeinschaft traten mit dem Höheren, und entflammt wurden zu den Werken, die nicht weltlicher Absicht dienen, sondern nur Lob und Preis der Religion, des höchsten Wesens, seyn sollten. Daher tragen jene Werke das Gepräge der Wahrhaftigkeit, und kein angstliches Streben nach sogenannter Wirkung, keine gesuchte Spielerei und Nachlässigung entweicht das rein vom Himmel Empfangene, daher kommt nichts vor von den sogenannten frappirenden Modulationen, von den bunten Figuren, von den weitschweiflichen Melodien, von dem künstlerischen vorwirrenden Geräusch der Instrumente, das den Zuhörer betäuben soll, damit er die innere Leere nicht bemerke, und daher wird nur von den Werken dieser Meister und der wenigen, die noch in neuerer Zeit treue Diener der von der Erde verschwundenen Kirche blieben, das fromme Gespür wahrhaft erhoben und erbaut. Ich will auch hier des herrlichen Meisters Fasch gedenken, der der alten frommen Zeit angehört, und dessen tiefmündige Werke noch seinem Tode von der leichtmündigen Menge so wenig beachtet wurden, daß die Herausgabe seiner schätzenswürdigen Messe aus Mangel an Unterstützung nicht einmal zu Stande kam. —"

„Sehr Unrecht thust Du mir, Theodor! wenn Du glaubst, daß mein Sinn verschlossen ist für die neuere Musik. Haydn, Mozart, Beethoven entfalteten in der That eine neue Kunst, deren Keim sich wohl eben erst in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zeigte. Daß der Reichtum, der Verstand mit dem erworbenen Reichtum übel haushaltete, daß endlich Falschmünzer ihrem Rauchgold das Ansehen der Gediegenheit geben wollten, war nicht die Schuld jener Meister, in denen sich der Geist herrlich offenbarte. Wahr ist es, daß bei nahe in eben dem Grade, als die Instrumentalmusik stieg, der Gesang vernachlässigt wurde, und daß mit dieser Vernachlässigung, jenes völlige Ausgehen der guten Söhre, das von mancher Kirchlichen Einrichtung (Aushebung der Klöster u. s. w.) herührte, gleichen Schritt hielte; daß es unmöglich ist, jetzt zu Palestina's Einfachheit und Größe zurückzukehren, bleibt ausgemacht; in wie fern aber der neu erworbene Reichtum ohne Orientierung in die Kirche getragen werden darf, das fragt sich noch. — Nun! — immer weiter fort und fort treibt der waltende Weltgeist; nie kehren die verschwundenen Gestalten, so wie sie sich in der Lust des Lebens bewegten, wieder; aber ewig, unvergänglich ist das Wahrhaftige, und eine wunderbare Geistergemeinschaft schmiegt ihr geheimnisvolles Band um Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Noch leben geistig die alten hohen Meister; nicht verklungen sind ihre Gesänge; nur nicht vernommen wurden sie im brausenden tosenden Geräusch des ausgelassenen wilden Treibens, das über uns einbrach. Mag die Zeit den Erfüllung unseres Hoffens nicht mehr fern seyn, mag ein frommes Leben in Friede und Freudigkeit beginnen, und die Musik frei und kräftig ihre Seraphschwingen regen, um aufs Neue den Flug zu dem Zenit zu beginnen, das ihre Heimath ist, und von welchem Trost und Heil in die unruhvolle Brust des Menschen hinabstrahlt! —"

Cyprian sprach die letzten Worte mit einer Salbung, die deutlich erkennen ließ, daß alles wahrhaft aus seinem Inneren störte. Von seiner Rede tief ergriffen schwiegen die Freunde einige Augenblicke, dann begann Sylvester: „In der That, ohne Musiker zu seyn, wie Ihr, Theodor und Cyprian, es seyd, habe ich doch Alles,

was Ihr über Beethovens Messe und über Kirchenmusik überhaupt gesagt, sehr gut verstanden. So wie Du, Cyprian, aber klagst, daß es keinabe gar keinen eigentlichen Kirchen-Componisten mehr giebt, so möchte ich behaupten, daß jetzt schwer ein Dichter zu finden seyn möchte, der einen würdigen Kirchentext schreibt."

„Sehr wahr," nahm Theodor das Wort, „und eben der deutsche Text, den man der Beethovenschen Messe untergelegt hat, beweiset dieses nur zu sehr. Die drei Haupttheile des Hochamts sind bekanntlich das Kyrie, das Credo und das Sanctus. Zwischen dem Ersten und Zweiten tritt das Graduale (meistens ein Kirchenhymnus), zwischen dem Zweiten und Dritten das Offertorium (gewöhnlich als Kirchen-Arie behandelt) ein.

So ist, wahrscheinlich um der herrlichen Musik auch in protestantischen Kirchen, ja wohl sogar in Konzertsaal Eingang zu verschaffen auch in der deutschen Bearbeitung das Ganze in drei Hymnen getheilt. Was aber die Worte betrifft, so mußten sie, um den Sinn, die Bedeutung des Ganzen nicht zu verleben, so einfach als möglich und zwar am besten und kräftigsten rein biblisch seyn. Händel ließ bekanntlich dem Bischof, der sich erbot, ihm den Text zum Messias zu dichten, sagen, ob die Eminenz denn sich getraue bessere Worte zu ersinnen, als er, Händel, sie in der Bibel finde. Richtiger wurde nie die wahre Tendenz der Kirchentexte ausgesprochen. Was ist in der Beethovenschen Messe aus dem einfachen Kyrie eleison, Christe eleison geworden? — da heißt es:

Lieb im Staub' anbeten wir
Dich den ew'gen Weltenherrscher,
Dich, den Allgewaltigen.
Wer kann Dich nennen, wer Dich fassen?
Unendlicher! — Ach unermessen,
Unnambar ist Deine Macht!
Wir stammeln nur mit Kindeslallen,
Den Namen Gott! —"

„Das ist," rief Sylvester, „modern, gesucht, preziös und weitschweifig zu gleicher Zeit. Nebenher muß ich bekennen, daß mir das innere Wesen der alten lateinischen Hymnen ganz unerreichbar scheint, und daß mir selbst die Übersetzungen, die vortreffliche Dichter versucht haben, keineswegs gnügen; die treueste Übersetzung klingt oft wenigstens wunderlich, wie z. B. Ave maris stella; Meerstern ich dich grüße! —"

„Eben daher," sprach Theodor, „würde ich mich nie entschließen können, habe ich es im Sinn Kirchenmusik zu singen, von jenen alten Hymnen abzulassen."

„Aber nun," rief Winzenz, indem er vom Stuhle aufsprang, „nun verbanne ich, ein zweiter erinnimter Papst Marcellus, alles fernere Gespräch über Musik aus der Kapelle des heiligen Scapion! — Ihr habt beide sehr schön gesprochen, Du sowohl Theodor, als Du Cyprian; aber dabei lohnt es bewenden; kehren wir zur alten Ordnung zurück, auf die eben ich als Neuling ganz erstaunlich halte! —"

„Winzenz," nahm Lothar das Wort, „hat Recht. Für musikalische Laien waren Eure Auseinandersetzungen nicht ganz genießbar, und daher ist es gut, daß wir sie abbrechen. Sylvester soll uns nun die Erzählung vorlesen, die er uns mitgebracht."

Die Freunde stimmten ein in Lothars Begehrungen, und Sylvester begann ohne weiteres in folgender Art: